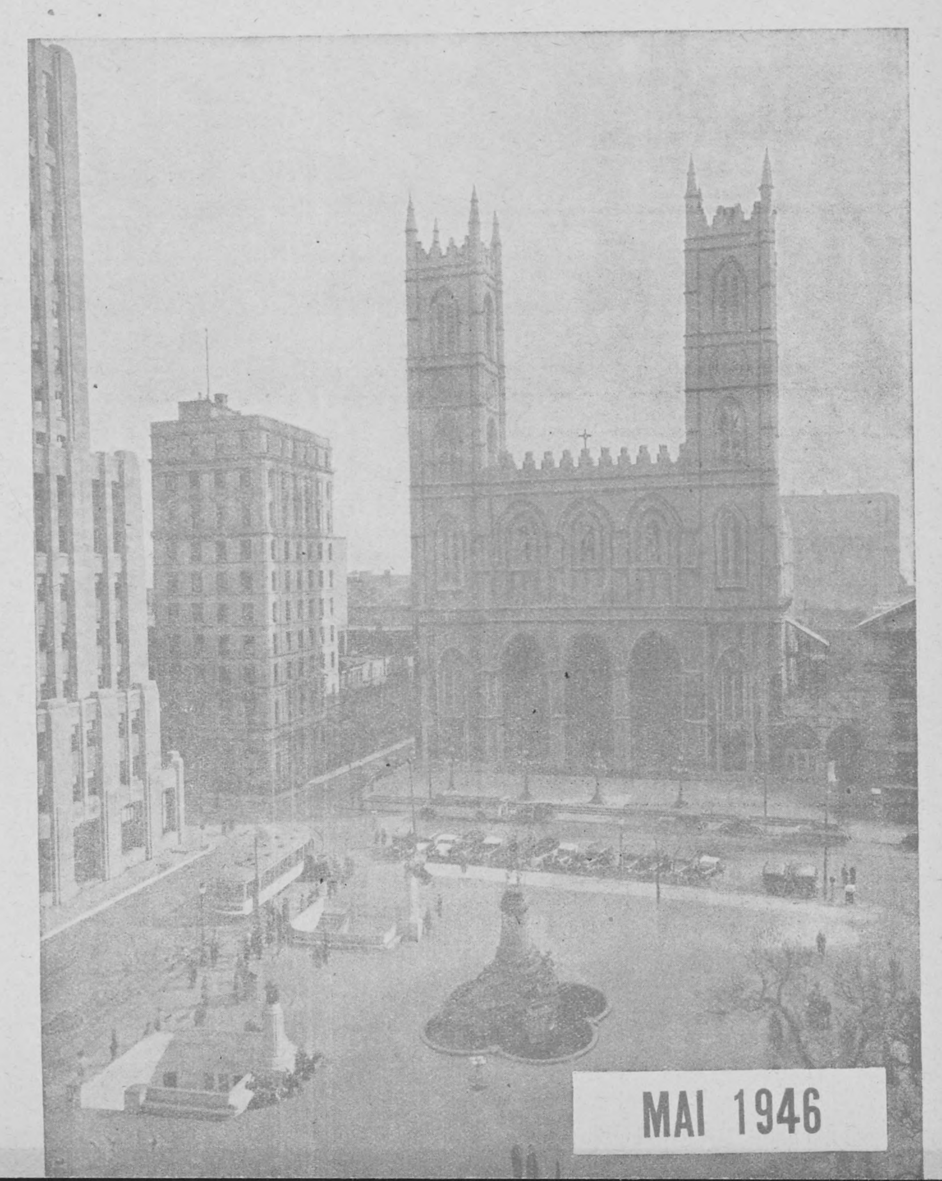
MARIENBOTE



MAI 1946

Inhalt

Der Marienbote



Monatsschrift für die katholische Familie. Herausgegeben von den Oblatenpatres zu Regina. Adresse: The Marian Press, 922-24 Victoria Ave., Regina, Sask., Canada. Preis: $2.00 jährlich.

A monthly magazine for the Catholic family. Published by the Oblate Fathers at The Marian Press — 922-24 Victoria Ave., Regina, Sask., Canada. Price: $2.00 a year. Authorized as second class mail, Post Office Dept., Ottawa.

Schriftleiter — H. Krawitz O.M.I. — Editor

Fr. J. Peters O.M.I. — Assistant Editor.

Nr. 8 Mai 1946 14. Jahrgang

Dies und Das

Nach einem Jahre. Als wir vor einem Jahre das Kriegsende in Europa feierten, meinten wir, das sei nun der Anbeginn eines neuen Friedens. Wir freuten uns seines kommenden Segens und überall machte man Pläne für die neue Zeit. Heute, nach zwölf Monaten, sind wir jedoch nicht mehr so festlich gesinnt. Die Geister der Wut und des Hasses, die wir ein für alle mal gebannt zu haben meinten, sitzen immer noch auf unseren Dächern, und das Antlitz der Urhässlichkeit, das in ihnen Fleisch geworden, schaut mit unheilbrütenden Augen auf uns nieder. Der Mensch schaut auf zu ihm, fast mit liebendem Blick. Denn so wie er heute ist, fühlt er sich blutsverwandt mit den Geistern des Fluches.

Diese Geister zu vernichten, ist man in den Krieg gezogen. Es hat sich aber gezeigt, dass der Mensch alle Macht über sie verloren hat. Wut und Hass können ja doch nur von jenem Geiste überwunden werden, auf den die Christenheit gerade jetzt, in der Zeit zwischen Ostern und Pfingsten, immer wieder hinweist. Dieser Geist aber, der Geist der strahlenden Wahrheit und der schöpferischen Liebe, fehlt uns und kein Mensch scheint sich gross um ihn zu kümmern.

So haben denn die bösen Geister nur ihre Herren gewechselt. Wer ihr Herr ist, lässt sie kalt. Denn sie wissen: Nicht Engländer oder Deutscher, nicht der Russe oder der Amerikaner, überhaupt keine Nation ist ihr Feind. Gefährlich kann ihnen nur der gute Mensch werden, der die Macht der Liebe Christi in sich trägt.

Dieser Mensch ist scheinbar noch nicht da. Im Staub liegen die Reiche, von denen man uns sagte, dass sie allein den Geist des Menschenhasses in sich trugen. Wenn sie aber nicht mehr bestehen, woher kommt dann jene Unmenschlichkeit, die heute über Europa sich entladet?

Jeder Tag bringt uns neue Berichte über das Elend Europas. Es kommen Privatbriefe, es kommen halboffizielle und es kommen offizielle Schreiben, und alle sagen sie: Europa darf nicht zum bleibenden Kainsmal des zwanzigsten Jahrhunderts werden. Und doch lassen wir dieses Kainsmal wachsen. Wir lassen Europa, wir lassen ganz besonders die früheren Axisländer rücksichtslos verhungern. Hoffnungslos schauen ungezählte Greise und Kinder in den leeren Tag hinein, Greise und Kinder, an denen die Welt eine Sünde rächt, die sie immer mitbegangen und die sie heute im Namen des Rechtes wiederum in erschreckender Masslosigkeit unterzeichnet.

Am ersten April dieses Jahres wurde in der amerikanischen Zone des besiegten Deutschlands die Nahrungsration auf ein Minimum gebracht,

das geradezu zum Verhungern verurteilt. Feldmarschall Montgomery verkündigte: "Ich muss die Nahrungsration der Deutschen auf 1000 Kalorien per Kopf herabbringen. Wir werden dieses Minimum halten... Jahrelang haben die Deutschen sehr gut gelebt, ich würde den Engländern kein Brot entziehen, um es den Deutschen zu geben. Das wird nie geschehen." (National News Letter, London, d. 14. März 1946).

Was in der russischen Besatzungszone vor sich geht, weiss niemand ganz genau. Die Einzelheiten aber, die doch in die Oeffentlichkeit kommen, sind erschütternd.

Hilfe tut not. Es braucht wohl nicht betont zu werden, das Hilfe äusserst notwendig ist. Die kanadische Regierung hat jetzt doch ihre Einwilligung gegeben, auch Hilfe nach Deutschland zu schicken. In Kanada und auch in den Vereinigten Staaten hat man vor Wochen bereits damit begonnen, Hilfsgaben für das verhungernde Deutschland zu sammeln.

Dass diese Hilfe erst jetzt gegeben werden darf, hat seinen Grund in den bekannten Potsdamer Beschlüssen. Nach diesen Beschlüssen wurde festgelegt, dass der Lebensstandart des deutschen Volkes nicht höher sein dürfe als der Lebensstandard aller anderen europäischen Länder, mit Ausnahme der Siegesmächte England und Russland. An und für sich klang dieser Grundsatz nicht allzu schlimm. Als man ihn aber anzuwenden begann, zeigten sich gar bald dunkle Türen und finstere Gänge. Man sagte sich nämlich: Wenn Deutschland nicht mehr essen dürfe als seine kriegszerrütteten Nachbarn, dann dürfe es vorläufig auch keine Liebesgaben erhalten. Man fürchtete wohl, dass das deutsche Volk mehr Liebesgaben erhalten könne als die übrigen Länder Europas und so in kurzer Zeit wieder besser essen werde als seine Nachbarn.

Um dieses zu verhüten, wurde einfach verboten, Liebesgaben nach Deutschland zu schicken. Zugleicher Zeit machte man es dem deutschen Volke ganz unmöglich, sich selbst zu helfen. Es hat keine einheitliche Regierung, die Hilfsaktionen organisieren könnte. Ostdeutschland, das Hauptgebiet des deutschen Ackerbaues, ist in russischen Händen. Es kann dem Westen, dem deutschen Industriegebiet, heute kein Brot geben. Die deutsche Industrie selbst hat man "umorganisiert", und zwar so, dass das deutsche Volk sich damit heute einfach kein Brot verdienen kann. Zu all dieser Not kam dann zuguterletzt noch die Meldung, dass die Nahrungsration, die dem deutschen Volke von den Alliierten zugesprochen worden ist, auf ein tragisches Minimum herabgesetzt würden müsse und auch bereits herabgesetz worden ist.

Die katholischen Bischöfe Canadas verhandeln in diesen Tagen mit der Landesregierung zwecks Organisierung einer Hilfsaktion für das leidende Europa. Es wird versucht werden, in dieser Hilfsaktion eine eigene Gruppe zu haben, die sich mit der Hilfe für Deutschland befasst. Den Katholiken der Vereinigten Staaten wurde gestattet, Liebesgaben zu sammeln, die dem deutschen katholischen Karitasverband zur Verteilung zugestellt werden. Auch wir möchten Gaben sammeln, die wir dem Karitasverband Deutschlands übersenden könnten. Es wird nichts unversucht bleiben, diese Erlaubnis zu erhalten. Da die Zeit aber rücksichtslos voran geht und jeder Tag neuen Hunger bringt, haben wir uns entschlossen, heute schon mit dem Sammeln von Geldgeschenken für das hungernde Deutschland zu beginnen.

Der Marienbote fordert hiermit seine Leser auf, Hilfe für Deutschland aufzubringen. Geldgaben nimmt der Schriftleiter an. Jeder einkommende Dollar wird veröffentlicht, damit die Sammlung unter der Kontrolle der Geber bleibt. Wir möchten noch hinzufügen, dass die deutschsprechenden Lutheraner Canadas bereits $100,000 aufgebracht haben für den Ankauf von Lebensmitteln für Deutschland. Wir wollen ganz gewiss in unserem Eifer nicht nachstehen. Auch der kleine Marienbote will versuchen, Grosses zu tun im Namen der christlichen Liebe. Jede Gabe adressiere man an den Schriftleiter unseres Blattes.

* * *

Der neue Marienbote. Es ist uns gelungen, die versprochene deutsche Marienbotenschrift zu kaufen. Sie ist bereits in Regina. In kurzer Zeit wird also der Wunsch der allermeisten unserer Leser erfüllt sein: Der Marienbote wird seine Erzählungen in deutscher Schrift bringen. Höchstwahrscheinlich werden wir bereits in der nächsten Nummer damit beginnen. Wir möchten unsere Leser aber noch einmal darauf aufmerksam machen, was wir bereits in der Märznummer erwähnten: Die Anschaffung von deutscher Druckschrift ist mit grossen Unkosten verbunden. Wir sind keine Zeitung, die hunderttausend Leser hat und somit auch grössere Auslagen machen darf. Der Marienbote muss vorläufig immer noch sehr vorsichtig verwaltet werden, damit er sich nicht in Schulden stürzt, die er nicht tragen kann.

Die Auslagen für die neue deutsche Schrift werden wir sehr leicht tragen können, wenn unsere Leser uns helfen. Die Hilfe, die wir von unseren Lesern erwarten, hat folgenden Plan: Wir werden den Marienboten vergrössern, dass heisst wir werden ihn um einige Seiten stärker machen, in deutscher Schrift drucken und auch äusserlich verschönern, dafür müssen wir aber von jedem Leser $2.00 per Jahr verlangen.

Der Marienbote kostet also von nun ab $2.00 per Jahr. Wir werden jedem Leser eine Karte zuschicken, auf der ihm erklärt wird, wie seine Rechnung mit uns steht. Und dann hoffen wir, dass jeder eingreift und sein Jahr bezahlt. Sobald wir sehen, dass unsere Leser den neuen Marienboten unterstützen, werden wir ihm — vielleicht noch diesen Herbst — noch ein paar Seiten hinzufügen, ohne den Preis ein zweites Mal zu erhöhen.

Weiter erwarten wir auch, dass man uns viele neue Leser bringt. Es gibt da sehr viel deutschsprechende Katholiken, die den Marienboten nicht im Hause hatten, weil sie seine lateinische Schrift nicht lesen konnten. Sagt ihnen, dass der Marienbote jetzt in deutscher Schrift erscheint. Je mehr Leser wir haben, um so mehr werden wir unseren Lesern geben können. Wir alle, der Schriftleiter, die anderen Marienbotenschreiber, die Verlagsverwaltung und die Leser müssen wie ein grosser Verband zusammenarbeiten. Jeder Leser muss verstehen: Je mehr Abonnenten meine Zeitung hat, um so billiger kann sie drucken. Und wenn sie billig drucken kann, dann wird sie mit der Zeit auch mehr Seiten bringen können. Darum: Der Schriftleiter muss schreiben, der Geschäftsführer muss die Sache leiten, die Arbeiter müssen drucken, und wir alle müssen die Leser herbeischaffen.

Gerade jetzt braucht der Marienbote seiner Leser Hilfe. Durch den Marienboten sind wir alle zusammengehalten. Durch den Marienboten ist es uns möglich, uns zu katholischen Liebestaten zu organisieren. Früher hatten wir den Volksverein. Da konnten wir Pläne ausarbeiten und Dinge vollbringen. Was könnten wir heute wohl noch tun, wenn wir ohne Marienboten und ohne den St. Petersboten der hochw. Benediktinerpatres von Muenster wären? Das überlege einmal jeder für sich selbst.

Unterstützen wir also unser Blatt. Der Segen wird nicht ausbleiben.

Der Schriftleiter.

Ave Maria

Es singt und klingt von Tal zu Tal,
Von Dorf zu Dorf viel hundert mal:
Ave Maria, Amen.

Und weiter über Stadt und Strom,
Vom niedren Turm, vom hohen Dom:
Ave Maria, Amen.

Und wie die Sonne westwärts zieht,
Durch Land und Meer erklingt das Lied:
Ave Maria, Amen.

Es läutet um den Erdenrund,
Zu jeder Zeit, zu jeder Stund:
Ave Maria, Amen.

Die Engel all' an Gottes Thron,
Sie singen zu der Harfe Ton:
Ave Maria, Amen.

Und all' der Sel'gen lichte Reih'n,
Sie neigen sich und stimmen ein:
Ave Maria, Amen.

So klingt es fort durch Raum und Zeit,
Und klingt durch alle Ewigkeit:
Ave Maria, Amen.

Irre Waller allzumal,
Pilgern wir durch Berg und Tal,
Dieser Erdenauen.
Gib uns tröstliches Geleite,
Hochgebenedeite,
Gütigste der Frauen.
Wenn zuletzt der Pfad versinkt,
Und der dunkle Engel winkt,
In des Todes Grauen:
Steh' uns bei im schweren Streite,
Hochgebenedeite,
Mächtigste der Frauen.
Ave Maria, Amen.

—Weber.

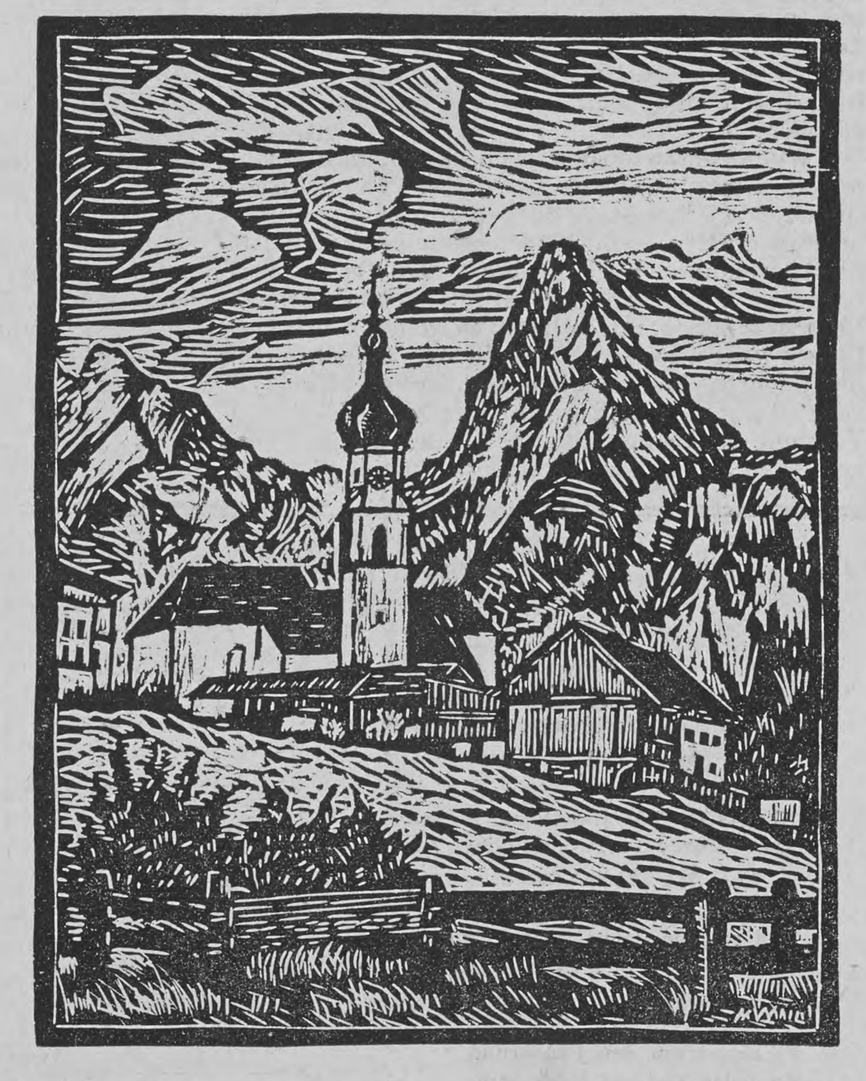
Achtung!

Marienbotenagenten!

Jeder Agent des Marienboten wird gebeten, uns sein Bild zu schicken. Dieses Bild muss klar sein und gross. — Wenn der neue Marienbote kommt, wird er auch neue Arbeit für unsere Agenten bringen. Wir verlassen uns vollständig auf diese treuen Wegbereiter unseres Blattes. Dieses Jahr möchte der Marienbote allen seinen Agenten einmal ganz besonders danken. Darum braucht er das Bild eines jeden seiner Helfer. Und er braucht diese Bilder bald. Darum nicht warten und nicht verschieben. Und auch nicht schüchtern sein. Jeder möge sein Bild schicken, und dann warten, was kommt.

Der Zigeuner

— Von —
Ludwig Waldweber



Freude und Trauer streiten in ihm, während er aus der Fabrik langsam zu seinem Häusl hinaufschreitet. Freude darüber, dass seine Entlassung aus irgendeinem Grund wieder rückgängig gemacht worden ist, und Trauer, dass Franz, sein zukünftiger Schwiegersohn, dass der einfach die Arbeit hingeworfen hatte mit der fadenscheinigen Begründung, er möchte sich auch einmal in der Welt umsehen.

Im Gedanken daran schüttelt der Alte empört den weissen Kopf. Wer heute seine schöne Arbeit einfach hinschmeisst, weil er in der Welt herumzigeunern möchte, ein solcher bekommt seine Mali nicht. Ihm selber war schier übel geworden als er am Morgen seinen Namen unter den zur Entlassung Vorgemerkten am Schwarzen Brett gelesen hatte. Und der andere! Gewiss: Er hat keine Familie hinter sich, er ist frei oder kann sich wenigstens frei machen. Der Mali wegen ist zwischen ihnen noch kein Wort gesprochen worden. Aber dass er sie heimführen würde, darüber konnte doch eigentlich kein Zweifel sein. Und nun? Und jetzt?

Vergeblich bemüht, seine Gedanken, die ihn wie eine Meute unruhiger Hunde umdrängen, in eine gewisse Ordnung zu bringen, tritt er daheim in die Stube. Bleibt aber verwirrt unter der Türe stehen.

"Grüss Gott, Vater!" sagen Franz und Mali aus einem Mund. Sie sitzen im Herrgottswinkel nebeneinander. Er hat seinen Arm um ihre Schulter gelegt und hat ihn auch beim Eintritt des Alten nicht weggenommen. Es ist das erstemal, dass ihn auch er als Vater angesprochen hat. Uebrigens schaut er recht zufrieden aus. Malis Augen dagegen ertrinken in Tränen. Der Alte knurrt den Gruss zurück und zieht ächzend den Stiefelzieher unter der Bank hervor. In gebückter Haltung sagt er plötzlich: "Du hast ja deine Arbeit hingeworfen, Franz."

"Hingeworfen? — Na ja! Ich möcht' mich halt auch in der Welt umsehen, bevor wir uns das Nest bauen."

"So, in der Welt umsehen möchtest dich, hm. Jeder andere tät' sich um deine Arbeit reissen. Und du" — wendet er sich an seine Tochter — „du bist einverstanden?"

"Es muss wohl sein, Vater."

"Was muss sein!" fährt jetzt der Alte auf. "Ehrliche, saubere Arbeit muss sein und sonst nichts! Und dass du darüber keinen Zweifel hast, Franz, die Mali kannst du dir aus dem Kopf schlagen. Einem Zigeuner gebe ich meine Tochter nicht. Aus!"

"Vater!" bittet die Tochter.

Franz wischt mit einer weitausholenden Gebärde ein paar Brotkrumen vom Tisch. Er schweigt.

Tage gehen hin, Wochen, Mo-

nate. Franz hat wirklich seine gutbezahlte Arbeit als Schleifer in der Glashütte aufgegeben und ist nach wenigen Tagen aus der Gegend verschwunden. Der Alte hat seiner Tochter jeglichen Verkehr mit dem Vagabunden, wie er ihn jetzt nennt, untersagt. Die Mali hat geschwiegen und sich scheinbar damit abgefunden. Nur die Tränenspuren kann sie manchmal nicht rasch genug wegwischen, wenn der Vater kommt. Der Alte ist ein guter Mensch, und die Tränen seines Kindes tun ihm weh. Aber kann er mit gutem Gewissen sein Kind einem Hallodri geben, der plötzlich den Rappel kriegt und in die Welt hinaus muss?

Manchmal schüttelt er in stummem Selbstgespräch den Kopf. Was doch in einen Menschen fahren kann! Grad auf den Franz hätt' er Häuser gebaut. Er war nie gewesen wie die anderen. Immer ernst und verlässig — und nun — und jetzt?

Schwere Wochen waren es, voll Bangigkeit und Kümmernis und verhaltenem Weh.

Bis der Alte eines Tages ins Büro gerufen wird. Der Prokurist schüttelt ihm die Hand. "Wir haben grössere Aufträge hereinbekommen und stellen wieder Arbeiter ein. Auch der Franz Sonnhofer könnte wieder eintreten. Er ist als Qualitätsarbeiter vorgemerkt."

"Der Sonnhofer?" fragt der Alte verständnislos. "Warum sagen Sie denn das mir?"

Ueberrascht blickt der Beamte auf. "Naja, Sie stehen doch zu dem jungen Mann in einem Verhältnis, in einem Verhältnis . . ."

Der Alte aber wehrt mit geringschätziger Gebärde ab. "Meine Tochter, die Mali, ja, die hat einmal ein Verhältnis mit ihm gehabt, aber seitdem er einfach die Arbeit hingeschmissen hat und auf und davon ist, seitdem hab' ich nichts mehr mit ihm zu tun!"

Der Prokurist legt dem Alten die Hand auf die Schulter. "Sie wissen nicht, dass der Sonnhofer nur deswegen die Arbeit niederlegte, damit Sie nicht entlassen zu werden brauchten?" —

Als der Alte an dem Tag, früher als sonst, in die Stube tritt, hat Mali nicht mehr Zeit, einen Brief verschwinden zu lassen, in dem sie eben gelesen hat. Eine jähe Röte hat sie angesprungen.

Der Alte setzt sich neben sie auf die Bank und legt seinen Arm um ihre Schulter. Das hat er seit ihrer Kindheit nicht mehr getan.

Sie bekommt Mut. "Weisst du, Vater," sagt sie leise, "für leichtsinnig darfst du den Franz nicht halten."

"Gott verzeih mir's," sagt der Alte mit leiser Stimme, "dass ich's tun hab' können, Gott verzeih mir's! So wie heute, so hab' ich mich noch nie in meinem Leben geschämt."

"Vater, du weisst es?"

Er nickt. Seine hartgeschwielte Hand streichelt über ihren blonden Scheitel. "Mali, wie soll ich Franz wieder in die Augen schauen können?"

"Was er getan hat, hat er gern getan, Vater. Und ehrlich durchgeschlagen hat er sich immer noch."

Der Alte schnauft einmal ganz von unten auf. "Mit dem Durchschlagen hat's ein Ende. Der Franz ist wieder bei uns eingestellt. Er bekommt in der neuen Abteilung den Vorarbeiterposten."

"Den Vorarbeiterposten? Der Franz? Wirklich, Vater?"

Zwei Arme schlingen sich um seinen Hals.

Und die aufheulende Sirene der Fabrik ist den beiden wie ein jubelnder Schrei unbändigen Glücks.

Unser kleines, stilles Heiligtum

In einem stolzen Herrschaftshause inmitten der Grosstadt kommen liebe Gäste zu Besuch. Freundlich zeigt der Herr den Reichtum seines Hauses — Gemälde und Kunstwerke. Man betrachtet, man bewundert, staunt und lobt und unterhält sich lange über dies und jenes.

"Noch haben Sie etwas in meinem Hause nicht gesehen," spricht da der Hausherr. "Es ist unser stilles, kleines Heiligtum." — Er führt die Gäste vor ein abgelegenes Zimmer, schlägt die Vorhänge zurück, und die Besucher stehen vor dem Bette einer Kranken. Bleich, aber das Auge voll Trost und Friede, liegt sie in den schneeweissen Kissen. — "Hier meine Tochter," stellt der Herr des Hauses sie vor. "Seit ihrem fünfzehnten Lebensjahr ist sie krank. Sie ist gelähmt. Schon sind es bald 25 Jahre, dass sie liegt und leidet. — Aber — sie ist unser stilles, liebes Heiligtum. Hier lernen wir immer wieder Geduld."

Erschüttert standen die Besucher da. Diesen Eindruck, diese Lebenspredigt vergassen sie nie mehr.

KEIN sozialpolitisches Programm taugt etwas, dessen erstes Wort, dessen allererste Sorge nicht die gute Familie, dessen Frucht und Erfolg nicht die christlich geordnete Familie ist.

Bischop Keppler.

———o—o—o———

Nicht eine geheime Angst darfst du haben, es könnte einen Gott geben, sondern eine Liebe, einen Wunsch, Gott zu finden. Gott ist ja nicht eine wertfreie Wahrheit, sondern lebendige Wahrheit und höchster Wert.

Des deutschen Volkes Schicksal

P. Jos. Schneider O. M. I.





Das Schicksal Deutschlands und Oesterreichs ist nicht erst nach dem ersten Weltkrieg geformt worden. Das Friedensdiktat von Versailles ist nur eine Episode im Schicksalsrahmen des deutschen Volkes. Grundgelegt wurde sein trauriges Los schon im 16. Jahrhundert. Damals wurde die Unheilssaat ausgestreut, die es für immer unter die Zahl der enterbten Nationen eingereiht hat. Jener Zeit verdanken wir es, dass in deutschen Landen der Doppelschrei nach Lebensraum und nach einem höheren herzerquikkenden Lebensideal nie mehr verstummen wird.

I. Lebensraum

Das 16. Jahrhundert riss einen Grossteil des deutschen Volkes von der Kirche los. Wenn diese Revolution sich jemals durchzusetzen vermochte, so kam es genau wie in England vom Hunger der verweltlichten Fürsten nach den Kirchenschätzen. Es gelüstete sie nach all dem Gold und Silber und Edelgestein, das die Jahrhunderte seit Bonifatius († 750) an den Schreinen der Heiligen angehäuft; nach den Kunstschätzen und Kostbarkeiten, die die Abteien und Gotteshäuser füllten. Abfall von Rom und gewaltsame Enteignung der Kirche war der leichteste und sicherste Weg zu ihrem Besitz. Dazu hielten ihnen die falschen Propheten noch die geistliche Gewalt über ihre Untertanen als Lockpreise hin. Sie griffen begierig zu; rissen das Volk gegen seinen Willen in den Strudel des Abfalls hinunter.

Die Folge war ein langer Bruderkrieg zwischen dem Habsburgischen Kaiserhaus und den protestantischen Grossen. Die Räuber der Kirchengüter sahen sich überall um Hilfe um. Verbündenten sich in schmachvoller Weise mit England, Polen, Dänemark und Frankreich gegen den kathol. Fürstenbund. 1552 lieferte Moritz von Sachsen ("Judas von Meissen" nannte ihn sein eigenes Volk) die Städte Metz, Toul, Verdun und Cambrai an Frankreich aus. Dieselbe Treulosigkeit setzte sich dann über Jahrzehnte hinaus fort. Die Deutschen zerzankten und zerfleischten sich. Riefen fremde Heerführer mit ihren Söldnerscharen zu Hilfe. Der 30-jährige Krieg (1618-48) öffnete Gustav Adolf von Schweden mit seinen Lanzenknechten die Tore. Mit ausgesuchtester Wildheit plünderten sie die deutschen Gaue und verwandelten Städte und Dörfer in ein Flammenmeer. Das Endergebnis aber war schreckliche Verarmung und innere Haltlosigkeit fürs Reich, und völlige Unfähigkeit zur Beschützung seiner Grenzen. Das aber reizte immer wieder den Franzosenkönig Ludwig XIV. (1643-1715), seine Hände nach deutschen Gebietsteilen auszustrekken. Dies tat er besonders im Pfälzischen Raubkrieg (1688-97), nachdem er zuvor Ungarn zum Aufstand ermutigt und als "allerchristlichster König" die Türken mit dem Kriegsplan für die Erstürmung Wiens beliefert hatte (1683). Aber diese Schamlosigkeit brachte die deutschen Fürsten nicht zur Vernunft. In des Königs Erbfolgekrieg gegen Spanien (1701-13) sehen wir wieder Bayern und das Kurfürstentum Köln ihm Waffenhilfe leisten, während andere von ihm reichliche Bestechungsgelder in Empfang nehmen. All das aber ereignete sich gerade zu jener Zeit, wo Spanien durch Verlust der Armada (1588) seine Seeherrschaft an England verlor. Dieses rieb sich vor Vergnügen die Hände. Es hätte sich die Dinge auf dem Festland nicht günstiger wünschen können. Nachdem es 1692 auch die französiche Flotte zertrümmert, konnte es sich ungehindert zur ersten Handelsmacht der Erde emporschwingen. In unbestrittener Freiheit stand es da in Eroberung und Verteilung der Welt.

Deutschland aber blieb ohne überseeische Besitzungen. Daher seine Armut; sein Mangel an Lebensraum und an Rohmaterialien für seine Industrie. Zwar erwarb es später etwas Land in Neuguinea und (1880) einige Kolonien in Afrika. Es war das elende Zusammenscharren armseliger Ueberreste nach der reichlichen Selbstbewirtung der andern beim Königsmahl. Sie sind zudem kein verlockendes Gebiet für seine Ueberbevölkerung; sind mehr eine wirtschaftliche Belastung als eine Quelle des Reichtums gewesen. Und selbst dieses Wenige ging noch durch den ersten Weltkrieg (1914-18) verloren.

Deutschlands Auswanderer aber liessen sich meist in den englischen Kolonialgebieten nieder. Gingen auf im englischen Völkermeer und halfen die angelsächsische Weltmacht ausbauen zum grössten sprachlichen, wirtschaftlichen und militärischen Block der Erde. Vielen aber versperrten die Einwanderungsgesetze mit ihrem Quotasystem den Weg in die Fremde. Sie mussten bleiben, wo sie waren; in der quetschenden Enge der Heimat, die ihnen kein Fortkommen und keine Erwerbungsmöglichkeiten mehr bot. Kein Wunder, dass sich der Schrei nach mehr Lebensraum erhob und immer lauter wurde! Er wurde der Kampfschrei des Nazitums und das Kriegsgeschrei im Weltbrand Nr. 2. Schade, dass er im brandenden Kampfgewühl der Nationen von tausend andern drängenden Problemen übertobt wurde! Auch die "Three Big" haben ihn auf ihren Friedenskonferenzen geflissentlich überhört. So wurden für das deutsche Volk die letzten Dinge schlimmer als die ersten. Mehr wie je zuvor sieht es sich mit seinen Kindern zusammengepfercht wie Vieh in einem Koral. Einen Platz unter der Sonne forderten sie, und nun werden sie bald vor Elend die Sonne nicht mehr sehn. Wenn Canada mit seinen Riesenflächen so wenige Menschen kaum ernähren kann, was soll da aus den auf engstem Raum zusammengeballten Millionen des deutschen Volkes werden! Will man nicht seine Industrie auf 25% des vorherigen Bestandes reduzieren? Will man es nicht in ein reines Landwirtschaftsvolk umwandeln, nachdem man ihm (o Schrecken!) den grössten Teil seiner Anbauflächen im Osten genommen? Erstrebt nicht der Morgenthau-Plan eine volle Vernichtung des deutschen Genius? Warum Gebietserweiterungen an den russischen Koloss, der ihrer nicht bedarf? Warum an Frankreich, das zu viel Land hat für seine geringe Bevölkerung? Und Deutschland, dessen Grenzen bersten vom Druck der Massen, erschwert man das Dasein. Schickt seine jungen Ehemänner auf Jahre in fremdländische Sklaverei und empfiehlt künstliche Sterilisierung (Unfruchtbarmachung) seiner jungen Frauen! Wahrhaft eine schreiende Gottlosigkeit, und für das deutsche Volk ein unnennbar trauriges Schicksal! Es hat seine Wurzeln in den religiös-politischen Wirren des 16. Jahrhunderts.

II. Lebensideal

Das 16. Jahrhundert hat auch die deutsche Seele ruiniert. Es zertrümmerte bei einem grossen Teil des Volkes die übernatürliche Gnadenwelt, in die sie eingebettet lag. Beraubte sie der himmelstrebenden Weltanschauung und des überirdischen Heiligkeitsideals, das allein das Sehnen des Herzens stillen kann. Ein Mensch aber, der den wahren Gott verliert, wendet sich stets den Götzen zu. Ein Mensch, der seinen Glauben über Bord wirft, sucht sich immer irgend einen Ersatz, wie armselig er auch sein mag. Gerade das ist einem grossen Teil des deutschen Volkes passiert.



Die deutsche Seele wurde seit der Glaubensspaltung immer mehr wie ein verwüstetes Getreidefeld. Aufklärer kamen und streuten Unkraut in den Grund: Fichte, Kant, Schelling und Schleiermacher. Bei ihnen führte die Trennung von Papst und Kirche zur Lossagung von Christus. Unter ihrem zerstörenden Einfluss verloren weite Kreise das Bewusstsein ihrer Zusammengehörigkeit zur Communio Sanctorum. Verloren die Fühlung mit den geistlichen Ueberlieferungen des Hl. Römischen Reiches, bis allenthalben wie ein Gespenst der krasseste Unglaube emporstieg. Nietzsche († 1900) lehnte nicht nur Christus ab, er liquidierte in Namen der "heldischen Moral" die passive Tugend, den Gott der Kranken und Sünder. Er spottete über den "bleichen Christus mit seinen blutenden Erlöserhänden" und spottete über Gott, der "an seinem krankhaftem Mitleid für Menschenkrüppel" gestorben sei! So führte folgerichtig das "Los von der Kirche" im 16. Jahrhundert zum "Los von Christus" im 18., und "Los von Gott' im 20.

Immer klaffender wurde der Riss im Volk der Dichter und Denker: hier Glaube, dort Unglaube. Hier fröhliches Jenseitsstreben in unauslöschlichem Heimweh nach dem ewigen Licht, wie es noch so häufig in Tyrol und im gemütlichen Wien sich findet. Dort der verhärtete und verbitterte Diesseitsschwärmer. Seine Wahrzeichen

der Schnauzer und die verbissenen Manieren des Unteroffiziers. Und dieser Geist eroberte sich leider die ganze Führerschicht; jene Schicht, die im Land den Ton angibt; die die politische Macht in den Händen hat und ausübt; die im Schulsystem die Lehrerklasse formt und die junge Generation heranbildet; die die Beamten einbricht und die Polizei in ihrem Verhalten zum Volk. Ihr Ideal ist nicht mehr das stille Dienen, sondern das skrupellose Herrschen; der irdische Erfolg; militärischer Glanz; politisches Ränkespiel; gewaltsame Eroberung; mit einem Wort: säbelrasselnder Militärgeist in seiner abstossendsten Form. Diese selbstgefällige und bedauerliche Geistesrichtung ergriff von weiten Kreisen Besitz und färbte sich sogar auf die Diener des Altares ab. Ihre Mittel zur Lösung der schwebenden Fragen waren Blut und Eisen.

Diese Geisteseinstellung wurde langsam von skrupellosen Volksverderbern in noch gefährlichere Bahnen hinein gelenkt. Paul de la Garde tauchte sie ins Nationale. Verschärfte damit die bösen Spannungen zwischen den europäischen Nationen und noch mehr den bedenklichen Gegensatz zum morgenländisch-jüdischen Element.

Chamberlain, in seinen "Grundlagen des 19. Jahrhunderts", pries das Germanentum als Ausgangspunkt jeglicher Kultur. Gab damit den Anstoss zu uferlosem Rassenstolz. Er befürwortete auch die Bildung einer neuen germanischen Religion und betonte damit den angeblich unversöhnlichen Gegensatz zur christlichen Kirche und ihrem gottmenschlichen Stifter.

Wilh. Hauer predigte eine Religion ohne jede bindende Wahrheit und voll Verstandeswillkür und entschied sich für eine frostig-kalte Pflichtethik (Sittlichkeit) nach preussisch-militärischem Muster.

So wurde ein engherziger und kämpferischer Chauvinismus herangebildet und der Boden bereitet zu fürchterlichen Verwicklungen und Zusammenstössen auf internationalem Gebiet. Es brauchte nur noch einen geriebenen Politiker, der das Gedankengewebe für seine Zwecke ausmünzte und in die Tat umsetzte. Er liess nicht lange auf sich warten.

Mit dem eisernen Druck der Staatsgewalt und den seichten Schlagwörtern "Blut und Rasse" schleuderte er den plattesten Materialismus gegen alle Geistlichkeit. Vertrat die Abschaffung des Zehngebotes und aller Naturrechte. Setzte das Faustrecht gegen alle Vernunftbeweise. Erklärte das natürlich-erdhafte Wohl des Volkes, seine Vermehrung und Fütterung, als höchste Regel allen Rechtes und aller Gerichtsbarkeit. Es bedeutete die völlige Ausmerzung des Unterschiedes zwischen geistlicher und weltlicher Gewalt; zwischen Staat und Kirche; zwischen Volk und Gott. Es war der teuflische Versuch, die hungernde Seele des verlorenen Sohnes mit Schweineschotten zu stillen. War es nicht auffallend, wie die sittlich-religiös entwurzelten Elemente in Massen zum Hakenkreuz überliefen und sich um seine Fahnen scharten? War es nicht auffallend, dass gewisse Leute hier in Amerika mit fanatischem Eigensinn den Endsieg Hitlers herbei wünschten und trotz aller verzweifelten Niederlagen prophezeiten? Sie wollten es einfach so, wie sehr auch die bessere Einsicht auf Grund der Tatsachen das Gegenteil behaupten musste. Es waren meistens jene, die eine neue Religion brauchten als Ersatz für ein verlorenes Lebensideal. Sie haben sich aber hier ebenso sehr verrechnet wie im Streit um grösseren Lebensraum.

So wird die Doppelsehnsucht und der Doppelschrei eines betrogenen Volkes in der Geschichte weiter gehn. Wir fragen uns: "Wie wird es einmal enden?" In einer brüderlichen Neuverteilung der Welt? zusammen mit einer Wiederverchristlichung Deutschlands und einer Wiederbelebung der alten Ideale weltumfassender Mitarbeit am Reiche Gottes, wie früher in der Blüte des Mittelalters? Das wäre die einzige Lösung. Eins ist jedenfalls sicher: die satten Nationen verabscheuen den Krieg, während der völlige Ausschluss von Landbesitz und Rohmaterialien der Erde noch immer die Ursache ewiger Kriege gewesen ist. Eisenhauer hat das noch vor kurzer Zeit öffentlich verkündet. Proletarisierte Nationen ohne Eigentum und ohne Brot brüten wie enterbte Stiefkinder in Hilfs- und Hoffnungslosigkeit dahin. Verzweifelt aber wird ihre Lage dort, wo man ihnen auch noch den Trost der Religion geraubt, und niemand ist weniger geneigt, den Stimmen der Vernunft und weisen Mässigung zu horchen, als ein solches Volk.

Entflamme mich

Liebe, heilige Liebe, entflamme mich,
Wach auf in der Seele, ich rufe Dich.
Wecke in mir die göttlichen Kräfte,
Trag mich hinauf in den lichtvollen Raum.

Ich bin erwacht vom schweren Erdentraum,
Ich seh Dich als goldene Sonne wandeln,
Entflieh mir nicht, Du leuchtendes Gestirn,
Zieh mich empor in Deinen heil'gen Kreis.

Liebe, heilige Liebe, seit ich weiss,
Dass das Gesetz des ewigen Lebens
In Deiner unendlichen Mitte ruht,
Schau ich zu dir auf, Du Sonnenlicht.

Und aus der Tiefe meiner Sehnsucht spricht
Ein unerfülltes Verlangen nach Dir.
Wach auf in der Seele, ich rufe Dich,
Liebe, heilige Liebe, entflamme mich.

Grenz.

Hunger in Alaska

Von Karl M. Ruggler

Diese Eis- und Schneegeschichte passt wohl nicht in den sonnigen Monat Mai. Wir bringen sie aber doch. Der Mai ist der Monat der Himmelskönigin. Wir Oblatenpatres sind Missionare der Unbefleckten Empfängnis. Seit langen Jahren arbeiten die Oblaten in den Eismissionen. Hier lassen wir einmal einen Trapper erzählen, unter welchen Umständen die Menschen — und auch unsere Missionare — im Lande des ewigen Eises leben. Beten wir für unsere Eismissionare. Und helfen wir ihnen, indem wir dem Marianischen Missionsverein beitreten.

Renntiere kamen in Rudeln die hohen Berge herab. In langen Reihen zogen sie nach den geschützten, vom Walde umgebenen Flächen. Raben flogen hin und her und liessen ihren warnenden Ruf erschallen. Der Blizzard war nicht mehr fern. Das hatten mir die Wölfe schon lange vor Tagesanbruch vorgeheult. Drohend hing eine schwarze Wolkenbank über den gezackten Bergspitzen und öden Hochebenen, leichte Stosswinde jagten einander. Sie lärmten in den Schneehöhlen und auf den Spitzen der hohen Kiefern. Der Schnee begann immer heftiger zu wirbeln — ich war mitten im Blizzard!

Der Sturm dauerte drei Tage und drei Nächte. Die riesigen Kiefern bogen sich ächzend, alte Bäume krachten zu Boden. Oft befürchtete ich, dass einer dieser Riesen auf mein kleines Haus fallen und es erdrücken würde. Zudem herrschte undurchdringliche Finsternis, denn mit dem scharfen Schneewind brach so starker Nebel herein, dass man seine eigene Hand auf Armlänge nicht sehen konnte. Um nicht von meiner Behausung in der Dunkelheit getrennt zu werden, band ich ein Seil an die Tür der Hütte und behielt das andere Ende in der Hand, während ich draussen die Hunde fütterte. Ich hatte ja oft genug gehört, dass alte und erfahrene Pelztierjäger, die während des Schneesturmes nach Wasser gingen, den Weg zur Hütte zurück nicht mehr finden konnten . . . .

Am dritten Tage, wenige Stunden vor Tagesanbruch, schien der Blizzard seinen Höhepunkt erreicht zu haben. Mehrere grosse Baumzweige wurden gegen die Hütte geschleudert, ein schwerer Ast fiel mit erschreckender Wucht auf das Dach. Die langen Eiszapfen, die von der Rinne herunterhingen, brachen ab und schlugen gegen das Fenster. Aber das Glas war mit einem eisernen Gitter versehen und blieb glücklicherweise heil. Ich lag mit offenen Augen auf meinem Lager und hörte dem Heulen des Sturmes zu, als plötzlich etwas Schweres gegen die Tür polterte. Einige Augenblicke unnatürlichen Schweigens, dann hörte ich ein schwaches Wimmern, als wenn ein Kind weint in höchster Not. Das erschien mir nicht gut möglich, denn ich wusste genau, dass kein menschliches Wesen weniger als zehn Tagereisen von hier entfernt war. Drei hohe Bergketten lagen dazwischen. Ein neues Krachen folgte, das seltsame Geräusch wurde lauter und lauter und vermischte sich mit halberstickten stöhnenden Lauten. Von einem meiner Hunde konnte das Wimmern auch nicht herrühren, denn sie lagen fest angekettet in ihren Hütten.

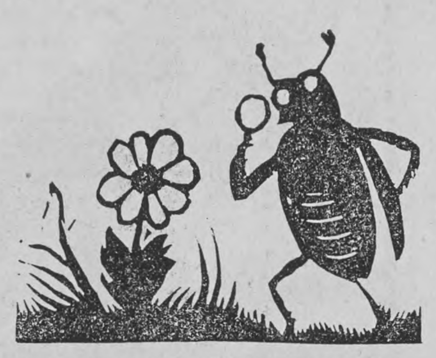
Das klägliche Geräusch wurde noch trauervoller. Ich überlegte. Vielleicht war es doch ein Mensch? Vielleicht ein armer, in der Schneewildnis verirrter Wanderer, der, erschöpft von dem Kampfe mit dem Sturm, in Todesnot vor meiner Tür hingeschlagen war? Ich sprang vom Lager, ergriff das Blitzlicht und eilte zur Tür. Als ich sie aufstiess, drang mir scharfer Schneewind entgegen. Ich liess das Licht über den Hof gleiten. Viel sah ich nicht durch den starken Nebel, nur einige schwere Zweige, die vor der Schwelle lagen. Sie hatten wahrscheinlich beim Fallen das laute Krachen verursacht, aber woher kam das Schluchzen, das wie das Stöhnen eines Sterbenden klang? Weiter war nichts zu sehen, und da der scharfe Wind erbarmungslos durch meine Nachtkleidung und über meine entblössten schmerzenden Füsse fegte, entschloss ich mich, die Tür wieder zu schliessen. Aber ich hatte kaum Zeit, mich wieder zu Bett zu legen, als das klagende Stöhnen von neuem begann, vielleicht in noch grässlicherer Form als zuvor. Wieder schlüpfte ich in die Hausschuhe, warf einen Mantel über und eilte nochmals zur Tür, diesmal in der festen Absicht, nicht früher zurückzukommen, als bis ich die Ursache dieser herzzerreissenden Laute gefunden hätte.

Ich stand einen Augenblick lautlos an der Tür, und dann begriff ich, woher das Stöhnen kam. Es kam nicht von der Richtung der Türschwelle, sondern seitwärts über ihr. So öffnete ich die Tür und liess das

Licht meiner Lampe über die Stelle blitzen. Zu meiner nicht geringen Ueberraschung blickte ich in zwei funkelnde Augen. Ich trat zurück, da ich im ersten Augenblick einen grossen, schneebedeckten canadischen Luchs in kauernder Stellung zu sehen glaubte, dann aber entdeckte ich, dass es — eine weisse Eule war! Sie sass auf der Spitze eines Verschlages, den ich als Aufbewahrungsort für Lebensmittel gebaut hatte. In seiner Angst fand das Tier den geschützten Platz auf der Spitze des Verschlages und klagte dem Menschen seine Not. Ich trat zur Seite und stand einige Augenblicke still und abwartend, mein Gesicht mit beiden Händen vor dem stechenden Schneestaub schützend. Und dann geschah das, was ich niemals erwartet hatte — dieses scheueste aller Tiere flog durch die offene Tür in die Hütte! Es flog in eine Ecke nahe am Ofen und setzte sich auf eine Leiste an der Wand, mich mit grossen Augen anstarrend. Aber ich beachtete den Vogel nicht weiter, denn ich war müde, entsetzlich müde, und meine Glieder waren erfroren. Ich löschte die Lampe aus und kroch eilig ins Bett.

Mit Tagesanbruch begann der fürchterliche Sturm Anzeichen zu geben, dass es mit ihm zu Ende ging. Das Toben dauerte immer kürzere Zeit, die Pausen zwischen den einzelnen Stössen wurden immer länger. Sobald ich sicher war, das kein Grund zu Befürchtungen mehr vorlag, zog ich mich warm an und ging mit der Schaufel hinaus, um mir einen Weg zu den Hundehütten zu bahnen. Mit mir zusammen nahm auch mein seltsamer Nachtgast seinen Weg ins Freie und verschwand bald in weiter Ferne. Die Spitzen der Berge waren immer noch in dunkle Wolken gehüllt, die an den Seiten schwarz und dräuend herabhingen. Der Kiefernwald aber stand schweigend und still unter seinem schweren, weissen Mantel.

Nach jedem dieser gigantischen arktischen Stürme wundert man sich, wie überhaupt ein Lebewesen einer solchen kalten, gnadenlosen Verwüstung widerstehen kann. Und doch hausen unzählige Tiere, kleine



und grosse, in diesen unwirtsamen Gebieten. Ueber der weissen Welt vor mir lag jetzt eine gespensterhafte Stille, und die kalte Luft wich nur ganz allmählich der eines lauen Frühlingstages. Ich bemerkte, dass der Schnee an meiner Schaufel festzukleben begann. Das war sehr ungewöhnlich während des schweren Winters im Innern Alaskas. Shyloch, mein Führerhund, k a m heraus, sprang auf das Dach seiner Hütte und blickte unverwandt nordwestwärts, wo ein kleiner Bergsattel einen niedrigen Engpass bildete. Er hatte Renntiere gewittert, die in grosser Anzahl aus dem Walde kamen. An einer Stelle entschwanden



sie meinen Blicken, doch nur für kurze Zeit, dann konnte ich sie auf ihrer Wanderung nach Nordosten stundenlang beobachten. Ich war überrascht, so viele von ihnen zu sehen, denn meine Hütte befand sich fast an der äussersten Grenze ihrer Wintereinstände. Als ich sie bereits drei Stunden ziehen sah, immer eines dicht hinter dem anderen, fragte ich mich, ob das nicht ein Wanderzug sei, der dieses öde Land verliess. Sie schienen in grosser Eile zu sein, da sie öfter in Trott verfielen.

Am nächsten Tage zog ich mit meinen Hunden auf die Futtersuche. Ich umkreiste die ganze Gegend, acht Kilometer in der Runde, und suchte Renntierknochen, die noch von früheren Jagden übrig geblieben waren, denn meine fünf Malemute brauchten viel Nahrung, da sie hart arbeiten mussten. Während ich nun die Beute nach Hause brachte, sah ich durch das Fernglas ein Rudel Wölfe. Sie hatten, hungrig und verzweifelt, das letzte Endchen Knochen aus dem Schnee gegraben und hinuntergewürgt. Man wundert sich oft, wie grosse Knochen ein Wolf verschlingen kann, wenn er wirklich hungrig ist. Es war augenschein-

lich, dass die Wölfe nahe am Verhungern waren, denn ich fand Anzeichen von Kannibalismus bei ihnen vor. Ich hatte nämlich eine Falle für Luchse aufgestellt, in der sich ein Wolf gefangen hatte. Am nächsten Morgen aber war er verschwunden. Frische Spuren im Schnee deuteten darauf hin, dass seine eigenen Brüder ihn zerrissen hatten. Meinen Hunden entging dadurch zwar kein fetter, aber doch ein reichlicher Schmaus. Der Balg hatte für mich keinen Wert, denn infolge des Sinkens der Wolfspreise auf dem Markt, war die Wolfsprämie in diesem Territorium bedeutend heruntergesetzt worden.

Die Wölfe folgen den Renntieren Sommer und Winter, und es war jetzt nur der Wetterlaune zuzuschreiben, dass sie ihre Spur verloren hatten. Aber das Verschwinden der Renntiere war auch für mich sehr unangenehm, denn ich hatte es versäumt, meinen Wintervorrat an Renntierwildbret zu vervollständigen. Dieses war fast gänzlich aufgebraucht. Das einzige Wild, das ich noch erbeuten konnte, waren zwei kleine Stachelschweine und vier weisse Schneehasen. Wohl oder übel musste ich mich nun entschliessen, drei Tagereisen weiter den Susitua-Fluss hinauf, an die Bergabhänge zu fahren, wo ich die Renntiere vermutete.

Drei Stunden vor Tagesanbruch begann ich die Reise. Das Nordlicht beleuchtete den Weg besser als das hellgraue, zitternde Dämmerlicht am Tage. Der Schlitten war nach Möglichkeit wenig beschwert. Ich nahm nur meinen Schlafsack, eine Wolldecke und eine geteerte Schlittendecke mit, ferner eine schwere Büchse, eine Pistole, w e n i g Lebensmittel, noch weniger K o c h g e r ä t e, Schneeschuhe, Munition und einen Medizinkasten.

Es war ein wundervolles Gefühl, als die Hunde über den harten, vereisten Schnee jagten. Ich musste mich fest am Steuer halten, denn wer seinen Schlitten in der Arktis verliert, verliert sein Leben! Hin und wieder stoppte ich und suchte die fernen Bergabhänge mit meinem Fernglas ab. Die folgende Nacht schlief ich bereits am Susitna Walde. Zum Lagerplatz wählte ich eine grosse Kiefer, die inmitten kleinerer Bäume stand. Das war ein ideales Nachtquartier. Mit einem der Schneeschuhe wurde der hohe Schnee in einem Umkreise von zehn Schritt beiseite geschoben, so dass der gefrorene Boden zum Vorschein kam. Nach einer weiteren halben Stunde brannte schon ein Feuer. Zum Schluss gelang es mir noch, ein Stachelschwein zu erlegen, von dem einige Teile im Kohlenfeuer geschmort wurden, den Rest bekamen die Hunde. Dann legte ich die Schlittendecke unter die grosse Kiefer, rollte den Schlafsack auf, denn es war bereits dunkel geworden, und kroch zufrieden in mein warmes Lager. Eine ganze Weile noch starrte ich auf die vielen Sterne, die hier viel grösser sind als in der übrigen Welt, bis ruhiger Schlaf mir die Augen zudrückte.



Um Mitternacht weckte mich das Geheul der Hunde, die dem aufsteigenden Monde eine Hymne brachten. Er kam gerade über den schneebedeckten Spitzen der Susitna-Bergkette zum Vorschein und beleuchtete im Silberglanze die weite, weisse Fläche. Die grosse, himmlische Kugel ist ein Segen für alle Geschöpfe, die in Alaska leben, wo das Tageslicht so ausserordentlich kurz ist. Aber ich hatte am nächsten Tage eine lange Reise vor und musste an meine Ruhe denken. Einige gut gezielte Kiefernäste liessen die nächtlichen Ruhestörer verstummen, und die frühere Stille trat wieder ein.

Am nächsten Morgen setzte ich schon früh den Weg fort. Gegen acht Uhr war ein Bergrücken erreicht, und von dort konnte ich deutlich die Susitna-Niederung erkennen. Für solche Augenblicke der herrlichen, unaussprechlich schönen Genüsse vergisst man gern wochenlange Entbehrungen, Hunger und Kälte. Durch das Fernglas bemerkte ich auf etwa sechs Kilometer einige dunkle Gestalten, die sich langsam auf dem Schnee bewegten. E n d l i c h Renntierbraten, jubelte mein hungriger Magen. Ich fuhr den Bergrücken hinab und näherte mich ihnen bis auf einen Kilometer, aber hier zerrann meine letzte Hoffnung, denn ich konnte deutlich neue Wölfe erkennen! Einige von ihnen sassen auf dem Schnee, andere lagen

herum, und wieder andere bewegten sich im Kreise, etwas Unsichtbares suchend. Ich war gerade im Begriff, das Hundegespann enttäuscht zu wenden und an den grossen Susitna-Fluss zurückzukehren, als mich drei Raben, die über dem Plateau dicht bei den Wölfen kreisten, von dieser Absicht zurückhielten. Die Raben flogen sehr niedrig und krächzten ungewöhnlich laut. Sie witterten Beute....

Ich entschloss mich endlich, dahinzueilen, vielleicht, dass sich für mich oder meine Hunde einige Fleischreste finden würden. Der Schlitten sauste los, und ich holte meine Büchse hervor. Kaum waren wir 200 Schritt weiter gefahren, da bemerkte Shyloch die Bestien. Sein Fell sträubte sich, in seiner Wut zog er für zwei... Wir rasten mit halsbrecherischer Schnelligkeit eine Anhöhe hinab. Die Wölfe nahmen von unserer Annäherung nur wenig Notiz, und es schien, als wenn ich bequem in Schussnähe kommen könnte.

Nun war ich weniger als 150 Schritt von ihnen entfernt. Da witterten sie plötzlich Unheil und begannen langsam zu verschwinden, einer nach dem anderen. Ich bremste mit aller Kraft, und der Schlitten blieb mit einem Ruck stehen. Im nächsten Augenblick schon sprang ich aus dem Schlitten, legte mich auf den Boden und gab Feuer. Nach vier oder fünf Schuss waren zwei Wölfe tot und dann kam die grosse Ueberraschung! Ein Mann erschien auf der Bildfläche, nur etliche Schritte von den Wölfen entfernt! Als er mit den Händen winkte und etwas rief, kam mir die beschämende Ueberzeugung, dass ich einige arme alte Trapperhunde erschossen hatte, denn viele dieser arktischen Hunderassen stammen von Wölfen ab. Man kann sie aus der Entfernung nicht unterscheiden.

Meine Hunde zogen den Schlitten an und rasten dem einsamen Mann entgegen, der langsam durch den tiefen Schnee schritt. Es war ein junger Eskimo. Wie kam er nur hierher, in diese entlegene, arktische Wildnis? Und wo waren seine Schneeschuhe, wo war sein Hundeschlitten? Er war vor Freude rein närrisch, wieder einen Menschen zu sehen. "Helfen Sie mir," sagte er dann in sehr schlechtem Englisch. "Mein Gefährte ist in der Eisgrube dort, und ich fürchte, er stirbt. Können Sie etwas für ihn tun?"

An einer Stelle, wo der Schnee am tiefsten lag, sah ich ein Loch. Es war der Eingang zu der Eskimo-Behausung, und er war so eng, dass sich ein Mann kaum hindurchzwängen konnte. Auf Händen und Füssen kroch ich hinein und gelangte in eine kleine Höhle. Hier fand ich den Freund des jungen Eskimos in bewusstlosem Zustande auf. Er redete laut im Fieberwahn. Den Sinn der Worte konnte ich aber nicht verstehen, da unter den Eskimos in Alaska sieben verschiedene Mundarten gesprochen werden.

Es roch sehr übel in der kleinen Eishöhle, und als der erste Eskimo, der Joe hiess, auch hereingekrochen kam, fragte ich ihn, was diesen fürchterlichen Geruch verursache. "Es kommt von Dans Bein," antwortete er mir, "dass ist zerrissen und fault." Die armen Menschen besassen weder Medizin noch Decken, auch keine Waffen, keine Lebensmittel und kein Kochgerät. Es war ein äusserst trauriger Anblick, und ich zerbrach mir den Kopf, wie die beiden unter diesen Umständen auch nur einen Tag zu leben vermocht hatten.

"Wir wollen den Kranken hinaustragen und ihn im Freien unter einen Baum legen," sagte ich zu Joe. "Dann will ich ein grosses Feuer anzünden, denn sobald das Fieber seinen Körper verlässt, wird er erfrieren." Mit Müh' und Not brachten wir den Kranken an die frische Luft und wickelten ihn in eine Wolldecke. Er stöhnte laut und phantasierte weiter. Nun legten wir ihn vorsichtig auf den Schlitten und fuhren dem nächsten Walde zu. Zwei Kilometer südwestlich hatten wir eine tiefe Bergschlucht bemerkt, umgeben von spärlichem Waldbestand. Hier liessen wir Dan auf dem Schlitten liegen und begannen Holz für das Feuer zu suchen.

"Sehen Sie, hier," schrie Joe plötzlich, "hier sind Zeichen am Baum." Ich blickte hin und sah, dass jemand an diesem Ort mit einer Axt gewesen sein musste. Doch das konnte schon sehr lange her sein. Während des Goldrausches 1898 bauten die Glücksritter viele kleine Hütten in der Alaska Wildnis, sehr zur Freude der Eskimos und Trap-

Felderbeten

Sonntag ist es.
Kühle Morgenfrühe.
Herb, jungfräulich atmet
Frisch betaut die Flur.
Lerchen steigen hoch,
Jubilierend in die Lüfte.
Blatt und Kraut und Blüte
Spendet würzig Dürfte.
Oestlich erhebt sich der Sonnenball,
Vöglein erwachen überall,
Schmettern auf Busch und Baum und Ast,
Ueberschüttet von Sonnenglast.
Auferstehung feiert die Natur,
Singt fürwahr ein jubelnd
Ostergloria.

Rund um die Felder
Schreitet im Festtagsstaat
Langsam die Bäu'rin fürbass.
Hochgeschürzt das Gewand,
Das grobe Schuhwerk betaut.
Flechtet die Hände heiss zum Gebet,
Schaut der Sonne entgegen:
Du allein gibst Regen und Sonnenschein.
Jegliches Wachstum
Spriesst aus Deiner Hand.
Segne, Herr, was wir gesät.
Lass es auferstehen aus dunkler Erde,
Dass der Same fruchtbar werde.
Amen.
Alleluja.

per, die später durch diese Gebiete zogen. Leicht sichtbare Merkmale an den Bäumen, wie sie Joe eben fand, wiesen auf solche Goldgräberhütten hin. Sie stellen ein gutes Obdach für die Nacht dar und sind bei plötzlich hereinbrechenden Schneestürmen die einzigen Lebensretter. Und als ich in der Umgebung umherspähte, bemerkte ich durch mein Fernglas auch wirklich eine kleine Hütte, etwa eineinhalb Kilometer entfernt. Unser Schlitten setzte sich sofort dorthin in Bewegung.

Das Innere der Hütte war mehr als merkwürdig und rief bei uns einen Ausruf der Ueberraschung hervor. Eine glückliche Vorsehung musste uns geleitet haben! Auf dem Boden lagen zwei Jagdbüchsen, keine neuen Modelle, aber doch noch gebrauchsfähig. Eine Büchse war sogar noch geladen. An Munition fehlte es ebenfalls nicht. In der Mitte der Hütte stand ein runder Tisch, auf dem drei Teller, Gabeln, Messer und verschiedene leere Schüsseln schön geordnet lagen. Jemand war wohl gerade im Begriff gewesen, das Mittagsmahl aufzutragen. Ein alter, rostiger Herd, mit einem Rohr versehen, befand sich in der Ecke. Auf dem Herd aber sahen wir einen Teekessel, eine Bratpfanne, einen Schmortopf und noch einen anderen eisernen Kochtopf, der etwas enthielt, was früher einmal ein Bohnengericht gewesen sein mochte. Auch drei Schlafbänke mit Bettzeug waren vorhanden, doch die Ratten und Mäuse und das undichte Dach hatten die Wolle, das Leinen und die Federn gänzlich verdorben. Auf den ersten Blick konnte man denken, es sei ein Haufen Lumpen. Alles sprach dafür, dass die Hütte mit der Absicht verlassen worden war, nach fünf Minuten wieder zurückzukommen. Und aus fünf Minuten wurden Jahrzehnte.

An brauchbaren Lebensmitteln fanden wir nur eine blecherne Deckelkanne mit Reis vor, der zur Not noch geniessbar war, und in einer anderen Blechschachtel gut erhaltene kalifornische Streichhölzer. Sie hatten für uns den denkbar grössten Wert, da mein Feuerzeug aus Benzinmangel nicht mehr recht funktionieren wollte. In einer anderen Ecke lagen Beile, Sägen, Grubengeräte und Spitzhacken. Die beiden letzten Gegenstände interessierten uns allerdings nicht, denn nichts lag uns ferner, als den gefrorenen, steinharten Boden nach Gold aufzuwühlen. Die Zeit des Goldrausches lag in weiter Ferne. Mehr als 35 Jahre waren seitdem vergangen, und sicher ebenso lange war diese Hütte nicht mehr bewohnt worden. Das sah man zweifellos an der ganzen Einrichtung. Sogar eine Menge gespaltenes Holz, mit das wichtigste für jeden Alaska-Bewohner, war schön säuberlich aufgestapelt. Unsere Vorgänger mussten fleissige und ordentliche Leute gewesen sein. Wohin mochte sie das Schicksal verschlagen haben? Wurde ihnen das Gold zum Verhängnis? Hatte die Arktis sie verschlungen? Nicht umsonst sagt ein hiesiges Sprichwort: “Wer Alaska gesund verlässt, dem steht ein langes Leben bevor.”



Im Herd brannte bald ein lustiges Feuer. Wir hatten eine Menge warmes Wasser und konnten unsere Aufmerksamkeit wieder dem armen Dan zuwenden, der in seinem warmen Bett inzwischen ganz ruhig geworden war. Wir entkleideten ihn und untersuchten das kranke Bein. Der Geruch des geronnenen Blutes, das seine Mokassins durchtränkt hatte, war fast unerträglich. Ausser dieser sicher nicht ungefährlichen Wunde hatte Dan noch einen schweren Grippenanfall. Da ich nun den Kranken allein baden konnte, fuhr Joe nach den beiden Wölfen, die ich bei der Eisgrube geschossen hatte. Unterdessen scheuerte ich von Dans Körper den Schmutz herunter, was gar nicht so einfach war, denn die Eskimos bringen dem Wasser keine grosse Liebe entgegen. Schliesslich wusch ich die Wunden noch mit einer antiseptischen Lösung aus.

Die toten Wölfe erwiesen sich als sehr grosse Exemplare. Ueberhaupt folgen den nordamerikanischen Renntieren, den Caribous, gewöhnlich nur Wölfe, die zweimal so stark sind wie die vom südöstlichen Alaska, die sich ausschliesslich von Kaninchen, Fischen und kleinem Wild nähren.

Nun mussten wir aber an unsere Mahlzeit denken. Joe sagte, sie hätten beide seit 24 Stunden nichts gegessen. Für den Kranken bereitete ich eine Brühe aus Bouillonwürfeln, die ich immer in meinem Medizinkasten vorrätig hatte. Später bekam er heissen Kaffee. Joe und ich assen von meinen mitge-

nommenen Vorräten, und den Hunden wurden die beiden Wolfskadaver vorgeworfen. Nach dem Mittagessen erzählte Joe, wie er mit Dan in die von Wölfen umlagerte Eisgrube geraten war.

Sie waren beide Trapper, Joe und Dan, und hatten am Tazzlinafluss Luchse und Füchse in Fallen gefangen. Von deren Ertrag lebten sie nicht schlecht, bis das unglückliche Tauwetter mit dem nachfolgenden Frost kam, der den Schnee vereiste und das Wild vertrieb. Die Kaninchen und die Renntiere verliessen fluchtartig die Gegend, und nach zwei weiteren Tagen folgte ihnen auch das andere Wild. Nun entschlossen sich die beiden Eskimo mit ihrem Einhundschlitten den Tazzlinafluss hinauf nach Norden zu wandern. Nach etwa zehn Tagen erreichten sie die Nelchina-Niederung. Hier blieben sie auch nicht lange und gingen dann den Susitnafluss bis zum Tyonefluss hinunter. Der Hund zog den Schlitten an einem drei Meter langen Seil. Dan schritt zwischen dem Hund und dem Schlitten und half ziehen, während Joe hinterher ging mit einem Seilende in der Hand, um dem Schlitten nötigenfalls bremsen zu können. Die Einhundschlitten haben selten eine Bremse, da sie sehr leicht gebaut sind.

Der Weg führte sie über eine steile Bergschlucht, die zum Teil glatt wie Eis war. Langsam fuhren sie hinunter, aber der Schlitten kam plötzlich in ein rasendes Gleiten, er riss Joe das Seil aus der Hand und brachte ihn selbst zu Fall. Dan blieb auf den Füssen und glitt den Eishügel hinunter, indem er den Schlitten zu bremsen versuchte. Aber er konnte ihn nicht mehr halten und war nicht einmal imstande, das Seil zu lösen, das um seinen Hals geschlungen war. Schliesslich verlor auch er das Gleichgewicht, und beim Fallen stiess sein

---

Sind Stürme Dein Bild,
o Gott?
oder zeigst Du Dich in der Sonne?
Liebst Du, wenn wild
die Wetter toben und die Blitze,
wenn Hagel und sengende Hitze
zerschlagen unser wachsendes Brot?
Oder — bist Du im Morgenrot
und in des Frühlings
bauender Wonne?
Wie bist Du, Mensch,
Lieb oder streng?
Weit oder eng?
Hell oder düster?
Schöpfer?
Verwüster?
Gott, Du mein Licht.
Schau ich Dich nicht,
dann seh' ich in Stürmen nur Wut!
Liebe ich Dich,
dann weiss ich:
DU BIST GUT.

—K.

---

rechtes Bein an einen harten Baumstumpf. Das Seil riss, und der Hund raste mit dem Schlitten in ungeheurem Tempo den Abhang hinunter, direkt auf ein breites Eisloch zu....

Kurz vor dem Wasser versuchte der Hund den Schlitten seitwärts zu lenken, aber es war nicht mehr möglich. Im nächsten Augenblick sauste der Schlitten in das Eisloch und zog den Hund mit hinein. Dan erhob sich stöhnend auf die Füsse. Er wollte wenigstens den Hund retten, der noch an der Leine befestigt war und kläglich winselte. Aber er fühlte ein fürchterliches Stechen im verletzten Bein. Stark hinkend, stolperte er so schnell wie möglich den Abhang hinab und griff nach dem Hundegeschirr, als der Schlitten bereits unter dem Eise versank. Er fühlte keinen Halt unter seinen Füssen, der Schlitten war so schwer, dass er ihn ins Wasser zog. Inzwischen kam Joe den Abhang hinuntergelaufen und sah, dass der beladene Schlitten verloren war. Kurzerhand zerschnitt er das Seil und zog Dan und den Hund aus dem Wasser heraus. Dankbar leckte der Hund die Hände seines Lebensretters. Aber was sollten sie nun tun ohne Schlitten und ohne Waffen? Alle drei waren dem Tode verfallen, wenn sie nicht bald auf Menschen stossen würden....

Alles war verloren, das Pelzwerk, die Lebensmittel, die Büchsen. Nur wer in der Wildnis gelebt hat, versteht, dass die Waffe zum treuesten Freund des Menschen werden kann. Denn sie ist Tag und Nacht bei ihm und immer bereit, die Gefahr zu beseitigen. Und sie rettet ihn oft vor dem Hungertode. Manche alten Pelztierjäger in Alaska behandeln ihre Büchse wie einen teuren Busenfreund, sie reden zu ihr, streicheln sie und geben ihr zärtliche Namen.

Nun bemerkte Joe die Blutspuren auf dem Schnee und sah, wie Dan sich das Bein hielt. Es war eine tiefe Wunde, gerade unter dem Knie. Er schnitt aus einem alten Zuckersack, den er in der Tasche trug, lange Streifen und verband damit das Bein des Freundes, aber das Blut konnte er nicht stillen. Die Aussichten waren für sie sehr schlecht. Viele Tage konnten vergehen, bis sie Menschen finden würden, und bis dahin mussten sie leben und sich ernähren. Aber sie verloren nicht den Mut. Joe zerriss seinen Gürtel, band ein Ende an den Harnisch des Hundes und das andere gab er Dan in die Hand. Auf diese Weise fiel dem Kranken das Gehen leichter.

Langsam und vorsichtig kletterten sie die gegenüberliegende Seite der Bergschlucht hinauf. Der Rand des Plateaus war gerade erreicht, als Dan über grosse Schmerzen zu klagen begann. Joe verbesserte den Verband, und dann sah er den Weg zurück, den sie gekommen waren — eine dunkle Spur, Dans Blutspur — zog sich im Schnee entlang, bis zum Feuer hin, das sie verlassen hatten... Die nächste Bergschlucht lag 6 km entfernt. Unterwegs wurde Dan

noch schwächer, und Joe dachte mit Sorge daran, wie sie ihr Ziel erreichen sollten.

Die Sorge war nicht unbegründet. Ein Heulen durchbrach plötzlich die kalte Stille. Es war ein unheimlicher, gefahrkündender Schrei, der beiden Eskimos das Herz erstarren liess. Sie wussten wohl, was er zu bedeuten hatte. Angstschweiss trat ihnen auf die Stirn: es waren Wölfe, hungrige Wölfe, die sie umringten, überfallen und erbarmungslos zerreissen würden. Der unheimliche Schrei war der Blutschrei eines Wolfsrudels, und er schallte aus der Richtung, woher sie kamen. Die Wölfe waren auf Dans Blutspur geraten!

Menschen und Tiere des hohen Nordens schrecken gleicherweise vor dem unheimlichen Klang des Blutschreies zurück, der einen Ton der Grausamkeit und der Verzweiflung mit sich trägt. Was in früheren Zeiten der Kriegsschrei der Indianer für den einsamen Ansiedler war, ist in der stillen Wildnis der Blutschrei des Wolfes für ein verwundetes Tier, das eine Blutspur hinter sich zurücklassen musste. Dieser Blutschrei kommt bei den Wölfen nur zur Zeit einer ausgebrochenen Hungersnot vor. Er sammelt die Wölfe, die in alle Richtungen verstreut sind, und sie kommen und vereinigen sich zu einem riesigen Rudel. Wer den Blutschrei eines Wolfes einmal gehört hat, wird ihn nie mit dem gewöhnlichen Wolfsgeheul verwechseln, das fast jede Nacht in allen Tonarten durch die Alaskawildnis schallt. Jedes verwundete Tier weiss durch seinen Instinkt, dass seine Blutspur von den Wölfen bis zur letzten Möglichkeit mit erstaunlicher Beharrlichkeit verfolgt wird.

Die beiden Eskimos befanden sich in der Mitte des Weges zu der kleinen Hochebene, und der Blutschrei klang immer näher und näher. Und immer stärker kam die Antwort, als ob die Zahl der Wölfe immer grösser würde. Dann blickte Joe verwundert auf Cowow, den Hund. Er knurrte, schnarrte und warf den Kopf bald auf die eine, bald auf die andere Schulter. Seine Haare standen ihm den ganzen Rücken entlang zu Berge. Joe wundert sich, dass er plötzlich solche Anzeichen von Wut zeigte, wo er die Wölfe sein ganzes Leben hindurch hatte heulen hören. Er hatte das Geheul nie besonders beachtet. Verstand Cowow den Blutschrei der Wölfe? Aber warum sollte er ihn nicht verstehen? In seinen eigenen Adern floss ja Wolfsblut! Die Eskimos pflegen häufig ihre Hunde mit Wölfen zu paaren, um kühnere und stärkere Tiere zu züchten, die den Fährnissen des hohen Nordens mehr Widerstand entgegenbringen können. Cowow sah auch einem Wolfe sehr ähnlich, aber sein Herz war sanft und treu.

Joe und Dan eilten weiter. Sie glaubten, die Wölfe würden sie nicht anfallen, solange es hell war. Doch die Wölfe waren hungrig, sonst folgen sie bei Tageslicht keiner menschlichen Spur. Und wieder erklang der Blutschrei. Joe und Dan hatten eine Felsenkante erreicht und blickten hinab. In langen Reihen sahen sie die Wölfe ziehen, die Köpfe tief gesenkt, die Nasen direkt an der Blutspur. Bei ihrem Anblick verlor Dan allen Mut, er wurde so schwach, dass er kaum stehen konnte. Der grosse Blutverlust hatte ihn völlig erschöpft. Langsam liess er sich in den Schnee fallen, um hier zu bleiben. Weit kam er ja doch nicht mehr, die Wölfe würden ihn doch erreichen.... Joe sagte kein Wort und blieb bei seinem Kameraden. Auch der Hund wurde ruhig. Seine Wut, sein angeborener Hass gegen die Wölfe, flaute merklich ab, er schien sein Ende zu fühlen....

Die jagenden Wölfe kamen bis auf 50 Schritt heran. Es mochten ihrer weit über 100 sein. Einige setzten sich in den Schnee, andere blieben unschlüssig stehen, beobachteten aber scharf die beiden Eskimos. Eine halbe Stunde qualvollen Wartens verging, eine Stunde, und da begriffen Dan und Joe, dass die Wölfe einen Angriff nicht wagten. Jetzt wenigstens noch nicht, solange es Tag war. So machten sie sich von neuem auf den Weg. Sie mussten unbedingt einen Wald erreichen und ein grosses Lagerfeuer anzünden. Die Wölfe folgten ihnen, doch sie hielten sich in einer Entfernung von 300 Schritt. Endlich war die Bergschlucht erreicht. Sicher waren sie auch hier nicht, aber geschützter, und — hier gab es Holz! Joe schleppte herbei, was er nur konnte,



denn das Feuer musste die ganze Nacht brennen.

Als es dunkelte, kamen die Wölfe näher. Ringsherum glimmten wie kleine Funken unzählige Augen. Cowow hatte Angst und zitterte. Joe legte noch Holz auf, aber die Kälte war so intensiv, dass sie von der einen Seite fast erfroren, während sie von der anderen fast geröstet wurden...

Dans Zustand verschlimmerte sich immer mehr. Das Bein schmerzte entsetzlich und nach einiger Zeit setzte das Wundfieber ein. Er sah mit verschwommenen Augen in die Dunkelheit, auf die zahllosen, leuchtenden Augen der Wölfe. Das Heulen der Bestien verstärkte sich, es wurde kürzer, bösartiger. Wie ein Blitz schien etwas seine Gedanken zu durcheilen. Er riss die Augen weit auf und schrie, laut und gellend....

"Sei still," flüsterte Joe mit zitternder Stimme. Die Wölfe hörten nicht auf zu heulen, immer mehr gesellten sich zu ihnen. Zwei, drei Meter entfernt, huschten dunkle Gestalten vorbei. Sie kamen näher, zickzackartig, bald schleichend, dann wieder springend.

"Sie werden uns in Stücke reissen!" schrie Dan abermals. Ein Wolf duckte sich und klappte mit den Kiefern. Joe sass wie versteinert, unfähig ein Wort zu sagen. Mit eiserner Gewalt hielt ihn die Todesangst umklammert und lähmte seine Glieder. Die Wölfe zogen immer engere Kreise....

Und plötzlich heulte Cowow auf. Es war sein letzter Schrei, die Wölfe hatten ihn gepackt und im nächsten Augenblick in Stücke gerissen. Entgeistert starrte Dan vor sich hin. Ein Schwall unverständlicher Worte ergoss sich aus seinem Munde, sein Gesicht wurde fratzenhaft, die Augen traten aus den Höhlen, die Lippen öffneten sich weit, er fieberte....

Dann wurde es etwas ruhiger um sie. Das Feuer brannte heller. Aber die beiden Männer sassen immer noch bebend und den Tod erwartend, viele Stunden, bis die Nacht zu weichen begann. Sie hatten zum Glück genügend Holz gesammelt, und Joe wurde nicht müde, immer von neuem das Feuer zu speisen. Nur auf diese Weise konnten sie sich der blutgierigen Bestien erwehren.

Als der Morgen anbrach, waren die Wölfe verschwunden. Auch das Fieber hatte sich bei Dan etwas gelegt, so dass sie den Marsch langsam fortsetzen konnten. Aber ein kleines Rudel Wölfe folgte ihnen immer weiter nach, in einer Entfernung von 500 Schritt. Um 10 Uhr morgens begann Dan über starkes Kopfweh zu klagen. Sein Bein schwoll an und schmerzte unerträglich. Schliesslich kamen sie zu einer Gletscherhöhle, wo Joe ein kleines Schneezimmer baute.

Das war das Erlebnis der beiden Eskimos, Joe und Dan. Hier, an der Gletscherhöhle war es, wo ich die Wölfe sah und durch die Raben zum Schuss verleitet wurde. Wahrlich, eine glückliche Vorsehung hatte für sie gesorgt! Wir hausten noch vier Tage zusammen in der Hütte, schossen Kaninchen und Stachelschweine und pflegten Dan. Am Morgen des fünften Tages aber trennten wir uns. Und als ich abfuhr, hinein in die endlose verschneite Einöde, da merkte ich, dass sie mir fehlten, die beiden einfachen aber treuen Menschen des hohen Nordens....

Aus der Klinik

Professor (am Krankenbett): "Was würden Sie tun, wenn Sie den Patienten, wie im vorliegenden Falle, bedeutend verschlimmert vorfänden?"

Cand. med.: "Ich würde bis zum nächsten Tag warten — vielleicht geht's ihm dann wieder besser."

* * *

Der Herr des Hauses

"Ihr habt nur einen Hausschlüssel; wer nimmt denn den?" — "Morgens kriege ich ihn, und von 6 Uhr abends ab hat ihn meine Frau!"

* * *

Am Tag nach der Hochzeit

Mann: "Aber, liebe Frau, ist denn der Kaffee noch nicht fertig? Ich warte schon mehr als zwei Stunden darauf!"

"Lieber Mann, ich weiss selbst nicht, woran die Schuld liegt, die Kaffeebohnen wollen gar nicht weich werden!"

* * *

"Der Brief wiegt über — kleben Sie noch eine Marke drauf."

"Dann wiegt er ja noch mehr!"

Naturfehler

"Du, Maxli, der Offizier kann auch nie General werden!"

"Warum denn?"

"Weil er so dünne Beine hat, dass die breiten Streifen keinen Platz mehr haben."

* * *

"Ella kann nichts sagen, ohne zu übertreiben!"

"Na, dann frag sie mal nach ihrem Alter!"

* * *

Konsequenz

Sänger (als Don Juan): "Herr Direktor, ich bitte mir für die Tafelszene die vorgeschriebene Flasche Champagner aus!"

Direktor: "Ja warum nicht gar! Füllen Sie nur Wasser in die Flasche. In 'Kabale und Liebe' ist dem Ferdinand und der Louise Gift vorgeschrieben und sie kriegen auch nur Wasser!"

* * *

Ein Fleissbillet

"Du, Sepp, was fangen wir denn an, dass unsere Buben besser lernen?"

Bauer: "Schicken wir halt dem Lehrer ein paar Schinken."

Liberalismus - - - Einsiedler-Serie

Von PHIL. FUNKE O.M.I.

"Na, Nazi-Bub, was schaust du denn so betrübt drein?"

"Herr Klausner. Warum will man uns denn mit Gewalt bekehren? Wir sollen auf einmal alles vergessen, was uns früher gut und wahr geschienen, und jeder predigt uns seine eigene Weltanschauung als die einzige Rettung der Menschheit vor. Und wir müssen still halten und uns 'umlernen' lassen, sonst werden wir wie das Vieh behandelt oder an die Wand gestellt. Jeder Morone und Zuhälter kann glauben was er will, nur **wir dürfen** nicht. Ist das die berühmte 'Denkfreiheit' unseres liberalistischen Zeitalters? Oder — haben sie so Angst vor uns?"

"Kind, ich weiss was du meinst. Man hat da drüben im Reich grosse Konzentrations-Lager eingerichtet für die 'Nazi-Jugend', und dort lehrt man sie 'demokratisches Denken', jeder auf seine Weise. Was dabei herauskommen wird, haben wir schon in Babylon erlebt, als sie den Turm bauten. Man versteht euch eben nicht. Mit Schlagworten und allgemeinen Redensarten kommt man nicht weit mit euch. Ihr seid scharfes logisches Denken gewohnt, euch kann nur wahre christliche Liebe und eine klare, übernatürliche Weltanschauung beeinflussen, welche der Weltanschauung eures Führers überlegen ist, und Antwort hat auf alle Fragen. Und das kann nur die katholische Kirche. Sei deshalb nicht böse, dass ich so ernst spreche. Wirst mir mal dankbar sein, wenn du ausfindest, womit die andern gefüttert werden. Wir wollen ruhig weiter fahren mit unseren Erklärungen. Ich habe manches Harte sagen müssen, aber jetzt kommen wir auf ein Gebiet, auf dem euer Führer, und selbst der Kommunismus, klarer gesehen haben, als unsere grossen Staatsmänner — wenn auch ihre Lösung der Frage noch so falsch war. Ich spreche vom **Liberalismus.**

Wir haben gesehen, dass jede Staats-Ordnung auf drei Grundlagen aufgebaut sein muss: auf **Ordnung, Freiheit** und **Gemeinschaft.** Die Zerstörung des **Gemeinschafts-Geistes** ist nun die Erbsünde unserer modernen Zivilisation, und die Ursache unseres ganzen heutigen Elendes. Es begann mit dem Protestantismus, der die ganze Welteinheit des christlichen Mittelalters auseinanderriss. Statt des "Gemeinschaftsglaubens" wurde die "Religionsfreiheit" erklärt, das heisst, das jeder glauben konnte was er wollte und für recht fand, ohne sich um die Ueberzeugung der anderen zu kümmern. Es war eigentlich **religiöser Liberalismus,** und man könnte unseren heutigen Liberalismus ebenso "Sozialen Protestantismus" nennen: die Loslösung des Einzelmenschen von der Verbindung mit der Gemeinschaft, die Verneinung des Gemeinschaftsprinzipes im sozialen Leben.

Man hat so viel davon gesprochen, dass der Papst in einer Enzyklika den National-Sozialismus verurteilt hat. Weniger spricht man davon, dass er lange vorher den Kommunismus geradeso, und viel schärfer noch verurteilte, und am wenigsten, dass schon vor 70 Jahren Papst Pius IX. als die grösste Häresie der Neuzeit den **Liberalismus** erklärte, gerade **die** Weltanschauung, auf der unser ganzes moderne Staatswesen, das sich "demokratisch" nennt, aufgebaut ist.

Na weisst du, Bub, dass jetzt mancher meiner Leser sich wundert, dass ich im 20. Jahrhundert mit solchen "veralterten" Ideen komme, die doch eines "aufgeklärten" Menschen nicht würdig sind. Das schmeckt ja nach "intergralem" Katholizismus, wie man es vor ein paar Jahren noch in Deutschland nannte, und das ist doch ein überwundener Standpunkt. Heute sind wir Katholiken mehr modern, **und wissen unseren** Glauben ganz dem modernen Geiste anzupassen. Ja, und grade deshalb stehen so viele auch gebildete Katholiken den heutigen Weltfragen so hilflos und ratlos gegenüber oder schwimmen einfach mit im Fahrwasser der öffentlichen Meinung. Wir sind eben in der "liberalen" Luft der Vorkriegszeit aufgewachsen, und können schwer "umlernen". Weisst du, Bub, du bist nicht der einzige, dem "Weltprobleme" drücken.

Heute hat man ein schöneres Wort für Liberalismus. Man nennt es **"Freiheit."** Aber nicht "Freiheit **für**", sondern **"Freiheit von."**

Da ist zuerst der **religiöse Liberalismus:** Freiheit **von** der Religion. Religion ist "Privatsache", hat mit dem öffentlichen Leben nichts zu tun. Jeder kann glauben was er will, solange sein Glauben nicht mit den Staatsgesetzen in Berührung kommt. Freie Schule für alle Kinder, d. h. Schule ohne Gott, ohne Religion. Freiheit der Presse, d. h. alles Religiöse wird aus der Presse gehalten, aber jeder darf hineinschreiben was er will, wenn es nur mithilft, die Religion zu untergraben — oder die "Schutzmauer" der Religion, die Sittlichkeit, zu durchbrechen. Diese "Verweltlichung" des öffentlichen Lebens, welche im vorigen Jahrhundert allen Staaten durch die Freimaurerei aufgezwungen wurde (sie nennen es: Trennung von Kirche und Staat) ist Hauptursache an der "Seelenverwilderung" unserer Zeit: Man hat keine "Lebensauffassung", keine klaren

Grundsätze, man hat nie gelernt, tief zu denken und wird zum Spielball aller Agitatoren, Schwindler und Lügner: erstklassiges Material für unsere moderne "Politik".

Dann kommt der **wissenschaftliche Liberalismus** (auch Rationalismus genannt): Freiheit vom Gottesgedanken in der Wissenschaft. Die Verneinung des Uebernatürlichen wird aller modernen Wissenschaft **vorausgegsetzt** (nicht **bewiesen**), und da alles logische Denken direkt zu Gott führt, wird die ganze Logik verneint, das ganze normale Denken vergewaltigt, so dass unsere modernen **Philosophen** den Eindruck von Geisteskranken machen, und manche im Irrenhaus enden. Die **Geschichte** wird gewaltsam gefälscht, die **Kunst** und **Malerei** zur Narrenfratze gemacht, **Musik** zum Jazz usw. Und das sind die Bilder und Führer unserer modernen "Kultur": eine krankhafte Verirrung unseres ganzen Denkens und Fühlens, das alles Schöne und Edle und Reine hasst, weil es von Gott kommt. Nur die Naturwissenschaften haben Fortschritt gemacht in den letzten Zeiten, weil man eben die Natur nicht fälschen kann.

Wir kommen jetzt zum **politischen Liberalismus**, fälschlich "Demokratie" genannt: Freiheit von gesellschaftlicher Verantwortung: Verneinung der **Autorität**, und der **"Pflicht zum Nächsten"**. Jeder ist frei zu tun was er will, damit aber die Menschen zusammenleben können im Staate, muss der Staat als Zwangsjacke Gesetze machen, um diese Freiheit von aussen zu beschränken. Innere Verpflichtung zum Gehorsam, Achtung vor der Obrigkeit kennt man nicht. Alles geht streng nach dem Gesetzes**wort**, wo es nicht zwingt, oder anders ausgelegt werden kann, ist man frei, **moralische** Verpflichtung gibt es nicht.

Um vom Gesetze frei zu kommen, oder es zum eignen Vorteil zu drehen, sucht man die Regierung zu kontrollieren durch das **Stimmrecht.** Da der Staat nur da ist (nach der liberalistischen Auffassung), um den **Willen der Mehrheit** zu tun, nicht zur Sorge des Gemeinwohles, schafft man durch Presse, Propaganda, Volksverhetzung und Geldmacht eine künstliche Mehrheit, und die Regierung wird einfach das Werkzeug von Gross-Kapitalisten, oder Volksverderbern. Krieg, internationale Politik, Handel und Gewerbe, Volksgesetzgebung werden dann von diesen vorgeschrieben und aufgezwungen, zum Fluch der Menschheit.

Zuletzt der **wirtschaftliche Liberalismus:** von manchen auch unrichtig "Kapitalismus" genannt. Es ist die Lehre, dass jeder für sich selbst zu sorgen hat, keiner für das Wohl des Nächsten verantwortlich ist, also direkt Verneinung des Gebotes der Nächstenliebe. Danach hat jeder das Recht, Geld zu erwerben auf alle Weise, wenn auch dadurch der Nächste in Not und Elend kommt. Früher wurde diese Ausbeutung des Elends des Nächsten meistens durch das Wucherwesen betrieben, als aber dann durch die moderne Industrie ein Mensch Tausende durch **Hunger in** seinen Dienst zwingen konnte, begann die "kapitalistische Gross-Sklaverei". Der Arbeiter wurde einfach zum Arbeitstier, ausgebeutet bis zum Letzten, mit Hungerlöhnen, "Sweat-Shops" und der Verelendung von Millionen an **Leib und Seele**, zur beständigen Bereicherung von einigen Millionären. In Europa war es schlimm genug, aber in Amerika ist das ganze heutige Grosskapital auf diesem Wege erworben worden am Ende des vorigen Jahrhunderts. Das Hochland dieses wirtschaftlichen Liberalismus war aber im vorigen Jahrhundert England, wo das Fabrik-Unwesen seinen Anfang genommen hat. Man nennt es daher "Manchestertum" nach dem Hauptsitz der wirtschaftlichen Sklaverei Europas.

"Aber, Klausner, was ihr da sagt, ist doch grade, was auch Hitler immer gesagt hat."

"Ja, und Stalin auch, und die Sozial-Demokraten auch. Die Welt hat endlich eingesehen, dass dieser Liberalismus die Menschheit in Verzweiflung und Verderben treibt, und sucht mit allen Mitteln Rettung. Die katholische Kirche hat von Anfang an klar gesprochen, gewarnt, und den einzigen Weg angewiesen, auf dem die Rettung kommen kann. Aber man hat sie verlacht und verhöhnt. Jetzt sucht man alle Gewaltmittel, den Kranken zu heilen, und treibt ihn dadurch nur immer mehr ins Elend. Sozialismus, Kommunismus, Nazismus sind vielleicht ehrlich gemeinte Versuche, das Volk vom Fluche des Liberalismus zu befreien, und deshalb haben auch in Deutschland viele ernste Männer aufgeschaut und gehofft, als euer Führer so offen auftrat für das "Gemeinschaftswohl", als er erklärte: "Gemeinnutz geht vor Eigennutz"; Kooperation, nicht Competition, als Grundlage der neuen Gesellschaftsordnung; und hätte er nicht versucht, den Teufel durch Belzebub auszutreiben, durch Entchristlichung und **Verrohung der Volksseele** und die Staats-Vergötterung—

Die, die hundertfach **ihn hassen**
Würden tausendfach ihn lieben.

So viel für den **Liberalismus. Es bleibt** noch der Kommunismus, und dann ist unsere Arbeit zu Ende.

———o—o———

Das tiefe Leid führt die Seele in tiefe Einsamkeit, wo nur Gott ihr etwas sein, nur Er ihr etwas sagen kann.

Prohaszka.

* * *

"Die tiefste Not des modernen Menschen ist seine Glaubensnot. Sie besteht im Glaubenwollen und nicht Glaubenkönnen."

Maria

Gottes schönste Schöpfung ist Maria. An ihr hat sich gezeigt wie an keinem anderen Geschöpfe — mit Ausnahme der heiligen Frucht, die sie getragen — dass der Mensch Hauch vom Hauche des Herrn ist, geformt und erdacht in den Urtiefen der Schönheiten Gottes.

Was den Menschen schön macht, sind Liebe, Friede, Freude und Geduld, Milde, Güte, Treue und Sanftmut, Bescheidenheit, Enthaltsamkeit und Keuschheit. Früchte des Heiligen Geistes werden diese Tugenden genannt, und diese Früchte sind nur dort, wo der Mensch die Gaben des Heiligen Geistes vom Ewigen in seine Seele hineinsäen lässt. Diese Gaben heissen: Weisheit, Klugheit, Rat, Kraft, Wissen, Frömmigkeit und Furcht des Herrn.

In Maria waren sie. Sie waren dort klar und rein. Und sie brachten Früchte. Sie brachten die Früchte des Heiligen Geistes. Und durch diese Früchte, die der unbefleckten Seele der Gottesmutter entwuchsen, wurde Maria zur Freude und zum Ideal der Christenheit. Wir haben sie zur Königin des Maies erhoben, denn klar wie die Maiensonne, rein wie das Maiengrün und sündenlos wie das frohe Singen und Blühen des Wonnemonats ist Maria. Sie ist so, weil sie Gottes Leben in sich trägt. Göttliche Gnade hat sich mit dem Allerbesten ihrer gotterdachten Menschlichkeit verbunden. Sie ist Mensch geblieben, die heilige Maria. Was sie aber so hoch über uns alle erhebt, ist die Vergöttlichung ihrer gnadendurchfluteten Natur, ihr Leben und Lieben, das durch die Kraft des Heiligen Geistes ganz ähnlich wurde dem Leben und dem Lieben Gottes.

So wollte Gott den Menschen: Dass er Ihm ähnlich sei, ähnlich im Leben und ähnlich im Lieben. Darum wird uns die Gnade gegeben, die Gnade Gottes, die unser Leben umwandeln kann zum gottdurchstrahlten Leben Christi und zum seligen Leben der Jungfrau.

Es ist nicht wahr, dass die Reinheit Mariens dem Menschen vollständig unerreichbar ist. Maria ist Mensch vom Blute der Menschen und sie ist heilig durch die Heiligkeit Gottes. Beide diese Quellen ihres Lebens sind auch die Quellen unseres Daseins. Maria ist Schwester aller Menschen. Ihre Güte und ihre Gnadenfülle ist uns verwandt. Wir sehnen uns danach, und jeder von uns möchte wie sie über der Schlange und über der Sünde stehen und geradeaus in das Licht Gottes schauen.

Die Freuden, die wir haben, wenn wir die Schönheiten Mariens betrachten, gehören zur Natur unserer Seele. Niemand kann sich diesen Freuden ganz entziehen: Wo der Mensch, wo selbst der allerschlechteste Mensch Schönes sieht, da muss er bewundern, und da muss er wünschen.

Das kommt daher, weil wir Brüder und Schwestern der heiligen Jungfrau sind, Menschen, deren Blut genau so nach der Gnade verlangt und nach Vergöttlichung wie die Menschheit Mariens. Denn der Mensch kann nicht leben ohne die Früchte des Heiligen Geistes, die in Maria Fleisch geworden, und sein ewiges Sehnen heisst doch Gott.

—H. K.

Der Maienkönigin

Dich, des Maies schönste Blume,
Grüsst im Frühlingsschmuck die Welt,
Freudig jauchzen deinem Ruhme
Erd und Meer und Himmelszelt.
Alle Blüten, alle Sterne
Neigen liebend sich vor dir,
Schmiegen um dein Haupt so gerne
Sich als Kranz zu deiner Zier.

Ströme deines Lichtes Quellen,
Himmelsrosen, uns ins Herz,
Führ' auf deinen gold'nen Wellen
Und zu Christus himmelwärts.
Dich, Maria, dich zu schauen,
Sehnend unser Herz erglüht,
Oeffne uns die lichten Auen,
Wo der Frühling ewig blüht.

Aus dem Kaffeehaus

Ein Geistlicher kehrte in einem Kaffeehaus ein, um zu frühstücken. An einem nahen Tische sitzen zwei Freigeister, die sich ganz laut in Spottreden über den Geistlichen äussern; er schweigt. Als er nun fort ging, frozzelten sie noch mehr. Darauf wandte er sich um und sagte: "Können Sie mir den Unterschied zwischen Zentralafrika und Mitteleuropa sagen." Keine Antwort. Darauf der Priester: "In Afrika fressen die Schwarzen die Weissen und in Mitteleuropa die Weissen die Schwarzen."

Der Herzog treibt seine Bauern zur Kirche

Eine lustige Geschichte

von C. Trog



Der Herzog von Braunschweig war ein gar kräftiger Herr, der den Nagel nicht auf die Spitze klopfte, wenn er ihn eintreiben wollte, aber derb und bieder, wie seine Zeit, auch nicht abgeneigt, einmal einen gesunden Possen zu treiben, besonders wenn er ebensogut zum Ziele führte wie der Ernst.

Einmal wurde ihm erzählt, die Bauern eines wohlhabenden Dorfes in seinen Landen gingen nicht in die Kirche, sondern sässen im Wirtshause während des Gottesdienstes und tränken Eimbecker Bier.

"Das Bier wär' schon so übel nicht," sagte der Herzog, der es selber viel lieber trank, als die fette, dicke Braunschweiger Mumme (wie das dortige Bier genannt ward); "aber dass sie nicht zur Kirche gehen, das will ich den Kerlen schon eintränken."

Er erkundigte sich nun ganz genau und hörte, dass der betreffende Wirt ein sehr grosses Hinterzimmer hat, darin die Bauern unter der Kirche ihr Kasino halten.

Nun war's gerade am zweiten heiligen Pfingsttage. Morgens, als es eben zur Kirche geläutet hatte, da hält ein Reiter am Wirtshaus, der etwa so aussah wie ein Soldat von des Herzogs Reitern, hatte seinen Säbel umgeschnallt und sah auch nicht so drein wie einer, der sich gern und ungerächt unter der Nase grübeln lässt.

Der Knecht nimmt ihm sein Pferd ab, und er geht, mir nichts, dir nichts stracklich auf die Tür der bewussten hinteren Stube zu, wo gerade die Bauern in ihren baumwollenen Zipfelmützen beieinander sitzen und ihr Eimbecker Bier trinken, anstatt in die Kirche zu gehen.

Der Wirt aber springt ihm flugs nach, fasst ihn am Arm und sagt: "Höret, guter Freund, das ist die Wirtsstube nicht, die ist's hier!"

Aber der Reitersmann fährt mit dem Kopfe herum und sieht den Wirt mit einem Liebesblick an, dass dem das Blut in den Adern vor Schrecken stockt, dann gibt er ihm einen kleinen Rufl mit dem Arme, dass der Wirt in die Ecke taumelt, und tritt ein.

Die Bauern machen lange Hälse und gucken unmutig den fremden Eindringling an; denn das ist schnurstracks gegen den Vertrag mit dem Wirt; aber ihm den Weg zu weisen, hat denn doch keiner den Mut, denn sie sehen's ihm an, dass der keinen Spass versteht.

Da am Ende der Bank, die rings herum sich zieht, und gerade an der Tür noch ein Plätzlein frei ist, so setzt sich der Reitersmann dahin, nimmt seines Nachbars Kanne und klopft rufend tüchtig auf den Tisch: "Holla, Wirtschaft!"

Der Wirt kommt de- und wehmütig herein und hält seine linke Seite, die er sich verrenkt hat, als ihn der Reitersmann in die Ecke des Hausflurs geschoben, und fragt: "Was beliebt dem Herrn?"

"Eine Kanne Eimbecker!" sagt der barsch, und als die wie der Wind da ist, nimmt er sie in die Hand und sagt zu den Bauern: "Prosit!" und trinkt einen Zug, der sich gewaschen hat und nicht weit vom Boden der Kanne Halt macht. Darauf setzt er sie auf den Tisch und sagt: "Das ist ja prächtig! Hätt' nicht gedacht, dass ich so schöne Gesellschaft hier fände am heiligen Festtage und unter der Morgenkirche! Nun wollen wir aber auch einmal eins mitsammen spielen und ich will euch ein gar schön Reiterspiel lehren, dessen Zeitvertreib eine Art hat. Es heisst: 'Gib et weiter'!" Und damit stand er auf und zog seinem Nachbar links eine Backenpfeife oder Ohrfeige oder Ohrkappe oder Batsch — wie ihr wollt —, dass dem der Backen fünkelt und funkelt, als hätt' er sich am Ofen verbrannt und seine Zipfelmütze über den Ohren tanzte, als habe sie ein Wirbelwind erfasst.

Der springt wütend auf und ruft: "Ei, dich soll ja gleich —!" und will dem Reitersmann an den Krips. Der steckt ihm aber mit solcher Macht noch eine, dass er, halb toll, auf seinen Sitz zurückfährt, und sagt lachend: "Das ist ein famos Reiterspiel! Gib et weiter, sonst kriegst du noch ein Dutzend von der Sorte, bis du es weiter gibst!"

Das dünkt die Bauern lustig und sie lachen hell auf. Der, dem der Reiter die zweite gesteckt, trägt keinen Appetit nach mehr, steht auf und gibt seinem Nachbar eine aus dem Salze und sagt: "Gib et weiter!"

So hegt's herum und die Kerle schonen nicht, und es klatscht und die Zipfelmützen tanzen, dass es eine wahre Pläsier war; als die Reihe aber am Ende des Weges ist, dreht sich blitzschnell der Reitersmann um und steckt seinem Nachbar rechts eine, die aus dem Effeff war und ruft: "Gib et weiter!" Und als der zaudert und Lust



zeigt, ihm, dem Reiter, eine zu stecken, kriegt er flugs eine zweite, und der Reitersmann legt seine Hand an den bewussten gelben Griff an seiner linken Seite und sagt, indem er ihn mit den Augen ansieht, die dem Wirte die Haare sträuben gemacht: "Nun, Racker, willst du eine dritte?"

Der Bauer macht's nun kurz und gibt seinem Nachbar rechts wieder eine, und es geht rund herum, und die Bauern hören auf zu lachen und werden wild und klatschen sich, dass es nebelt.

So kommt die Reihe wieder an des Reitersmanns Nachbarn zur Linken, und ehe sich der versieht, hat er seine Dachtel wieder auf dem andern Backen. "Gib et weiter!" ruft der Reitersmann.

"Halt, das ist ein falsch Spiel," ruft der Bauer, "du gehst frei aus!"

"Das andere kommt noch!" ruft der Reitersmann, steckt ihm die zweite Dachtel und greift wieder nach dem gelben Griff an seiner linken Seite.

Da wird's dem Bauer gruselig und steckt seinem Nachbar wieder eine nach Noten.

So geht's wieder herum und die Bauern machen just Gesichter, als wollten sie sich jetzt an den Reitersmann machen und ihn abwalken. Der aber steht da wie einer, der das Befehlen gewohnt ist, und sagt: "So, nun ist's genug!" Er reisst sein Lederwams auf und zeigt den Bauern seinen Herzogsstern, der hell auf seiner Brust blitzt.

"Kennt ihr mich, ihr Sonntags- und Festtagsschänder?" fragte der Reitersmann nun. "Ich bin euer Herzog Erich! Ich hab' in meinem Schlosse zu Braunschweig gehört, wie ihr's treibt unter der Kirche. Da bin ich selbst einmal kommen, um bei euch nachzusehen, und finde euch Bärenhäuter nun im Wirtshause beim Bier, statt im Gotteshause bei der Predigt und bei Gebet. Da hab' ich euch Sabbatschändern eine kleine Lehre wollen geben lassen, und zwar durch euere eigenen Fäuste. Nun trollt euch heim und Gott sei euch gnädig, wenn ich noch einmal etwas derart von euch höre!"

Die Bauern waren todbleich geworden und sassen da wie Bildsäulen, als ihr Landesherr sprach, und seine Augen funkelten wie pures Feuer.

"Fort!" rief noch einmal der Herzog. Aber nun gab's Leben. Sie machten tiefe Bücklinge und drückten sich so dünne als möglich zum Wirtshaus hinaus.

Als die Stube leer war, rief der Herzog den Wirt und zahlte fürstlich seine Kanne Eimbekker Bier, aber was er ihm einrieb, war nicht zart wie Butter und nicht süss wie Honig, denn als er sich auf's Pferd schwang und fortritt, machte der Wirt ein Gesicht so lang, dass man es fast hätte mit dem Metermass ausmessen können.

Was aber das Beste war — das Kasino hatte sein Ende gefunden. Die Bauern gingen erst aus Furcht vor der Strafe in die Kirche und dann aus Lust und Liebe, und das Dorf wurde eines der kirchlichsten im Land.

Als das der Herzog hörte, sagte er lächelnd: "Es gibt allerlei Arznei für verdorbene Christenmägen, und das 'Gib et weiter!' ist die schlechteste nicht gewesen!"

ES FIEL EIN REIF

Roman von Henriette Brey

(Fortsetzung)

Aber die grünseidene Pracht wuchs fort zu dichter, üppig strotzender Belaubung, bis mählich Staub und Russ ihren Glanz auslöschten, Dürre sie sengte und Schädlinge die schöngrünen Blattflächen zerfrassen. — — Da war das Reine, Jungfräuliche, Unberührte geschwunden; hart und ledern wurden die Blätter, trotzten dem Leben, seinem Sturm und Sonnenbrand. Bis sie vor dem Sterben noch einmal aufflammten in letzter Schönheit und dann zur Erde taumelten — in den Strassenschmutz . . . wo sie zertreten wurden.

Zertreten wurden — ja. Oder noch eine Weile irr und wirr umhergetrieben wurden durch den Winterfrost, wie . . . heimatlose Seelen.

Es war seltsam, welch krause Gedanken so ein Baum weckte. Oft traurige, schwere, das es einem gar schlimm zu Mute wurde. Und das Merkwürdigste war, dass man dann immer an den Schustertoni denken musste! Und — an ein eingesunkenes Muttergrab mit klaffenden Rissen, die tief hinabgingen bis ins Herz der toten Mutter...

Aber dieser Baum war des Sträflings einzige Freude gewesen. Und nur am Kommen und Fallen seiner Blätter hatte er es gemerkt, dass schon wieder ein Jahr dahin war.

Wie viele Jahre? Er hatte es vergessen. Es war ja auch einerlei. Aber seine Zeit musste wohl verbüsst sein, denn sie hatten ihn heute entlassen.

Sie hatten ihm ein Büchlein mit seinen Papieren übergeben und einen Lederbeutel mit einer kleinen Summe Geldes. Der Direktor liess ihn auf sein Zimmer kommen, nannte ihn "Lorenz Graf" und "Sie" — nachdem er Jahre hindurch "Nummer 116" gewesen war; nur eine kalte Zahl ohne Leben und ohne Seele.

Schöne Worte sagte der Herr Direktor zu dem stumm Dastehenden. Gute, aufmunternde Worte. Eindringliche Ermahnungen, jetzt wieder "ein würdiges Mitglied der menschlichen Gesellschaft" zu werden... sich gut zu führen, damit er nicht mehr an diesen Ort zurückkehre.

Nun stand Lorenz Graf auf der Strasse an diesem kalten Februarmorgen.

Jammervoll allein. Wieder hinausgestossen ins feindliche Leben, wo kein Herdfeuer auf ihn wartete. Fremd, ratlos, verbittert.

Was nun beginnen? Jetzt, mitten im Winter? Wo Arbeit finden? . . .

Und gäbe es auch Arbeit — wer würde einen entlassenen Zuchthäusler in Dienst nehmen?

Ein "würdiges Glied der menschlichen Gesellschaft" sollte er werden, so hatte der Direktor ihn väterlich ermahnt.

Der Entlassene lachte höhnisch. Ja, die Wohlbehüteten und Satten, die Ehrsamen, die nie Versuchten und Tugendhaften, die in warmer Stube behaglich an voller Tafel sassen, die hatten gut reden! Was wussten die von der Not der Ausgestossenen, Heimatlosen!

Ein Schritt kam näher, ein Säbel klirrte auf dem Pflaster.

"Was haben Sie da hinaufzustarren?" fuhr eine schnarrende Stimme ihn an. "Wollen wohl einem Kumpanen ausbrechen helfen, heh? Vorwärts! Hier hat keiner stehen zu bleiben!"

Scheu duckte Lorenz sich vor dem Manne in Uniform und wandte sich zum Gehen.

Kalt fuhr der Wind durch seine Kleider. Der Nebel hatte sich zu feinem Regen verdichtet. Zusammenschauernd zog Lorenz den Rock fester um seine Schultern.

Wohin sollte er sich wenden? Ob nach Nord oder Ost, nach Süd oder West: seine Wege führten ja doch alle ins Elend — ins Verderben oder Verbrechen!

Er ging der Brücke zu, kehrte aber nach wenigen Schritten wieder um und nahm zögernd den Weg in die innere Stadt, unwillkürlich die Nähe der Menschen suchend, wie ein schutzbedürftiges Tier . . . und doch vor dem Zusammentreffen mit ihnen bang zurückbebend.

Denn sie waren ja seine Todfeinde. Alle, alle!

Alle? Nein . . . einer war gut zu ihm gewesen. Einer hatte die Heilandsaugen, die dem Pastor Wrede fehlten — den Blick, der durch den dichten Wall von Schutt und Geröll und Dornen hindurchdringt und die letzten Stellen edleren Menschentums aufspürt.

Das war der alte Zuchthauspfarrer Hofstetter gewesen. Der hörte aus Hass und Hohn heraus den Aufschrei der nackten, frierenden Seele und liess sich nicht abschrecken durch Spott und Widerstreben und wilden Trotz. Er rang um sie und suchte durch seine warme Güte die frosterstarrte Seele aufzutauen. Vielleicht, dass erstorbene Keime wieder zu spriessen begannen, wie

junge Saat durch die Schneedecke spross. Vielleicht, ja vielleicht, dass der scheintote Gottesglaube wieder die Augen aufschlug . . .

Er hatte viel Geduld, der alte Mann mit den grausilbernen Locken an den Schläfen. Er glaubte an die Allmacht der Liebe, die Brücken über Abgründe schlägt und aus Raubmördern Heilige machen kann.

Und wenn auch anfangs Lästerungen und Flüche, später gelangweilte Gleichgültigkeit sein Lohn war — e t w a s war doch in dieser verwahrlosten Seele zurückgeblieben, wie ein Samenkorn, das vielleicht, wenn Erbarmen und Güte es betauten, keimen und Wurzeln schlagen konnte.

Ein weicherer Ausdruck kam in das Gesicht des Sträflings, als er der Worte gedachte, die der Greis zu ihm gesprochen hatte. Von Einem hatte er geredet, der auch obdachlos seine Strasse zog und nichts hatte, wohin er sein Haupt legen konnte. Von dem Freund der Sünder und Zöllner, dem Freund der Elenden und Aussätzigen, der Verstossenen — der den strauchelnden Bruder versteht und die Arme seines Erbarmens gegen ihn breitet.

Es läutete von der nahen Kirche.

Ob er mal in die Kirche hineinging? Da, wo der wohnen sollte, von dem der alte Pfarrer sprach? Ob er . . . Nein, nein, das war nichts für ihn. Unter die frommen Leute durfte er sich nicht mischen — er, der Geächtete, Gezeichnete!

Und doch — er fror. Der Regen setzte stärker ein. Kalte Tropfen schlugen in sein Gesicht. Unter dem Portal war er wenigstens geschützt.

So stieg er die Stufen hinauf und drückte sich gegen einen Pfeiler der Vorhalle. Hineinzugehen wagte er nicht.

Die Leute schritten an ihm vorbei. Einige gleichgültig, ihn kaum beachtend. Andere musterten ihn neugierig. Manche sahen misstrauisch forschend zu ihm hin. Was wollte der unheimlich aussehende Mensch dort, der regungslos in derselben Stellung verharrte?

Eine vornehme Dame kam daher, von einem Diener gefolgt. Sie raffte im Vorbeigehen ihren Pelzmantel zusammen, damit er nicht den am Pfeiler lehnenden Plebejer streife. Dabei entfiel ihr das silberne Handtäschchen.

Unwillkürlich bückte sich Lorenz und hob es auf, um es ihr zu reichen. Aber der Bediente entriss es ihm und zischelte grob: "Hier ist für Taschendiebe kein Geschäft zu machen! Scher' dich fort hier, du Gauner, auf der Stelle; oder ich ruf' einen Schutzmann!"

Ein wilder Fluch kam über des Geschmähten Lippen. Einen Augenblick schien es, als wolle er sich auf den andern stürzen. Dann ging es wie ein Ruck durch ihn. Er lachte bitter auf und rannte die Stufen hinunter.

Er lief den Weg zurück, den er gekommen war und stand wieder vor dem Zuchthaus. Und hätte mit den Fäusten gegen das Tor rütteln und hämmern, hätte schreien mögen: "Macht mir auf! Lasst mich wieder hinein! Unter anständigen Menschen kann ich nicht leben! In der Gesellschaft von meinesgleichen ist mir wohler!"

Aber das war ja Unsinn! Er musste ins Leben hinaus! Musste sich durchschlagen, so gut und so schlecht es ging. Da hiess es eben, die Zähne zusammenbeissen!

Was nun anfangen? Wo Arbeit suchen?

Müden Schrittes ging er durch den Regen zur Stadt hinaus. Ein Schwarm Krähen stob neben ihm auf, mit heiserem Krächzen. Der Regen war jetzt untermischt mit grossen Schneeflocken, die sofort auf der nassen Erde zergingen.

Irgend eine Erinnerung wehte ihn an — ein böses, böses Wort. Er grübelte die Bruchstücke zusammen. Der Lehrer Ingenpoort in der Besserungsanstalt hatte einmal ein Buch auf einer Parkbank liegen lassen, das Lorenz fand. "Nietzsche" stand darauf. Er hatte darin geblättert. Unverständliches Zeug! Aber ein Vers sprang ihm in die Augen . . . Der fiel ihm jetzt ein:

"Die Krähen schreien
Und ziehen schwirren Flugs zur Stadt.
Bald wird es schneien —
Weh dem, der keine Heimat hat!"

Der keine Heimat hat . . . Er nickte vor sich hin. Wie ein vom Baum losgerissenes Blatt hinausgewirbelt . . .

Da blieb er plötzlich stehen und schlug sich vor die Stirn. Wie hatte er das nur vergessen können? Der Geistliche wollte ihm doch eine Stelle besorgen! Er hatte es ihm dieser Tage noch in Aussicht gestellt, ihm auch einen Empfehlungsbrief eingehändigt.

Bei einem ihm befreundeten Fabrikanten in der etliche Stunden entfernten Kreisstadt wollte Pfarrer Hofstetter ihn unterbringen. Vielleicht konnte Lorenz eine Stelle als Lagerarbeiter in dessen Seifensiederei bekommen. Der menschenfreundliche Fabrikant hatte schon mehrmals auf seines Freundes Bitte hin einen entlassenen Sträfling eingestellt, trotz mehrfacher Enttäuschungen. Auch für Graf hatte der Pfarrer sich verwandt. Es war gar kein Zweifel, dass sein Freund diese Bitte erfüllen würde.

Lorenz solle nur sofort nach Rottenhausen gehen und dort den Brief abgeben.

Nun, er konnte es ja versuchen. Es war ja gleichgültig, wohin er zuerst ging. Wenn er nur bald eine Unterkunft bekäme! Der Winter konnte noch lange dauern.

Vor dem Stadttor am Kreuzungspunkt der Landstrasse stand ein Wegweiser. Einer der Arme zeigte nach Rottenhausen. Die Richtung schlug Lorenz ein. Wenn ihm ein Mensch begegnete, zog er den Hut tiefer in die Stirn und schritt hastiger aus. Ob ihm nicht jeder ansah, woher er kam? Das unsichtbare Brandmal?

Bald tauchte eine verwahrloste Fuhrmannsherberge auf. Lorenz war hungrig und bis auf die Knochen durchnässt. In ein ordentliches Haus

hineinzugehen getraute er sich nicht. Aber in dieser herabgekommenen Kneipe erhielt er anstandslos Brot und Schnaps. Der unsaubere Wirt musterte ihn nur scharf und blinzelte mit den verschwommenen Aeuglein.

"Aber erst zahlen, Freundchen! Seid wohl einer von da drüben, was? Kenn' mich da an den Gesichtern aus."

Er setzte sich zu ihm und fragte mit plumper Vertraulichkeit: "Na, was hat's denn gegeben? Einen netten kleinen Einbruch, heh?? Oder was mit dem Messer gekitzelt? Oder bloss 'n bisschen Feuerchen gespielt?"

Lorenz ballte die Fäuste. Wut kochte empor. Heiser zischte er: "Was geht's Euch an?! Wenn ich nur mein' Sach' bezahl'! Nehmt Eure Zunge in acht, sonst . . ."

"Sachte, sachte, Freundchen," begütigte der Wirt. "Is nicht so schlimm gemeint. Ich hab' gute Kunden von da drüben. Kehren fast alle bei mir ein, wenn sie aus 'm Kasten kommen. Und verschwiegen bin ich auch." Er kniff vielsagend ein Auge ein.

Hastig schlang der Gast einen Bissen hinunter, warf die Bezahlung auf den Tisch und stürzte hinaus ins Freie.

Zähneknirschend ging er weiter. Heftig keuchte seine Brust.

Also so weit war's schon! Man sah ihm schon von weitem den Verbrecher an, den Schandfleck der menschlichen Gesellschaft!

Ja — was halfen ihm da die himmelguten Vorsätze, wenn er auch wirklich noch versuchen wollte, sich zu einem neuen Leben aufzuraffen — wie der gute Paster Hofstetter so inständig ihn gebeten hatte!

Lohnte es sich überhaupt? Der Anfang war vielverheissend, haha!

Finster brütend ging er dahin, Stunde um Stunde. Es war längst Mittagszeit, als er die Stadt erreichte. Todmüde war er von dem langen Weg. Er war ja des Gehens seit Jahren entwöhnt. Ganz schwach vor Hunger.

Lange lief er umher, bis er ein einfaches Gasthaus fand. Aber der Wirt trat ihm auf der Schwelle breitspurig entgegen und wehrte grob: "Fort da! Bettlern wird an der Tür nix gegeben!"

"Ich will ja gar nicht betteln! Ich hab' Geld und möcht' gern was essen."

"Dann geht anderswohin. Dies ist keine Herberge für Landstreicher!" Und schlug dem armen Menschen die Tür vor der Nase zu.

Lorenz war zu ermattet, um aufzubrausen. Er lehnte nur einen Augenblick müde den Kopf gegen die Mauer. Seufzte gepresst.

Dann hiess es weitergehen.

Der Regen goss jetzt in Strömen. Es schien ein dauerhafter Landregen zu werden. Wenn er doch ein Obdach hätte!

Nach langem Suchen und Warten stand er endlich mit seinem Empfehlungsschreiben im Kontor der Firma Hellborn. Doch der Mut entsank ihm: nicht dem edeldenkenden alten Herrn sah er sich gegenüber, sondern seinem Sohn, einem jungen Mann mit hochmütigem Gesicht und kalten, scharfen Augen.

Nein, von diesem jungen Herrn hatte Lorenz nichts zu hoffen. Das fühlte er augenblicklich.

Schüchtern brachte er sein Anliegen vor.

Mit spitzen Fingern nahm der junge Hellborn den Brief des Pfarrers an, ohne zunächst den Bittsteller eines Wortes zu würdigen. Unwirsch warf er nach dem Lesen das Schreiben auf den Tisch und sagte spöttisch zu dem neben ihm stehenden Buchhalter: "Dacht' ich's doch! Wieder so 'n sauberer Schützling des Zuchthauspastors von Ellerfeld, den er Papa aufhalsen will! Na, daraus wird nichts! Gut, dass Papa gerade verreist ist. Der ist durch seine Erfahrungen immer nicht gewitzigt.... Seht Euch gefälligst anderswo nach Arbeit um," wandte er sich schroff an den jungen Menschen, der erbleichend zugehört hatte. "Für entlassene Zuchthäusler ist hier kein Platz. Unsaubere Elemente dulde ich nicht bei unsern Arbeitern!"

Lorenz knüllte mit zitternden Händen seinen Hut zusammen. Schwarze und rote Punkte tanzten vor seinen Augen. Erschöpft lehnte er sich gegen die Tür. Das Wasser troff ihm aus den Kleidern. Unter seinen Füssen bildete sich eine schmutzige Lache.

"Wollen Sie es nicht einmal mit mir versuchen, Herr?" stammelte er.

"Zum Kuckuck! Scheren Sie sich fort, verfluchter Kerl! Sie verderben mir ja das ganze Zimmer!" rief der junge Herr erbost.

Der Buchhalter sprang zur Tür und öffnete sie mit befehlender Gebärde. Stumm schlich der Abgewiesene hinaus.

Stumm und scheu schlich er durch die Strassen. Weiter, nur immer weiter. Was hatte er hier noch zu suchen? Seine letzte Hoffnung war gescheitert.

Er stand vor einem Bäckerladen. Da nagte wieder der Hunger. Er trat ein und verlangte rauh ein Brot. Erschreckt blickte die hinter der Theke stehende junge Frau auf den unheimlichen Gesellen mit dem wilden Blick. Mein Gott, wie der Mensch sie anstarrte. Man konnte nicht wissen . . . .

Zögernd legte sie ein kleines Brot vor ihn hin.

"Auch ein Schwarzbrot!" heischte er.

Sie strich unschlüssig über die Schürze. "Peter," rief sie dann laut den Lehrling herbei, "hol' mal schnell ein Brot unten!"

Offenbar wollte sie den Fremden nicht allein im Laden lassen.

Der lachte verächtlich und warf ein grosses Geldstück hin. Nein, er wollte nicht stehlen, bloss seinen Hunger stillen.

Verlegen drehte die Frau das Geld in der

Hand hin und her. Sie hatte nicht genug kleine Münze und wartete, bis der Lehrling zurückkam. Halblaut raunte sie diesem ins Ohr — aber Lorenz verstand jedes Wort: "Bleib' derweil im Laden, Peter, ich geh' eben wechseln. Lass den Kerl nicht aus den Augen und geh' nicht von der Ladenkasse weg; ich trau' ihm nicht."

Es zuckte Lorenz in den Fäusten, den frech grinsenden Bengel niederzuschlagen. Aber er bezwang sich.

Da kam die Frau auch schon zurückgelaufen. Er riss Geld und Brot an sich und ging.

Draussen in den städtischen Anlagen sass er auf einer etwas abseits stehenden Bank unter tropfenden Bäumen, vor Nässe und Kälte schauernd, und ass. Den Rest des Brotes barg er unter seinem Rock.

Ein Polizist kam des Weges. "Heda! Was haben Sie da herumzulungern? Der städtische Park ist kein Asyl für Vagabunden und Bettler!" fuhr er den Erschreckten an.

Dem stieg der Trotz hoch. "Ich darf hier so gut sitzen wie jeder andere," begehrte er auf.

"So? Haben wohl Bürgerrechte hier in der Stadt, was? Sehen mir gerad' danach aus! Wo wohnen Sie?"

"Hab' kein Obdach."

"Aha! Zeigen Sie Ihre Papiere!"

Lorenz duckte sich. "Wozu? Ich hab' weder gebettelt noch gestohlen."

"Die Papiere heraus!" donnerte der Mann des Gesetzes.

Zögernd kramte der Arme sein Büchlein hervor.

"Na, da haben wir's ja!" triumphierte der Polizist. "Entlassener Zuchthäusler! Hab's ja gleich an dem Gaunergesicht gesehen! Und so was will noch aufmucken!"

Mit verächtlichem Blick mass er den in Scham vor ihm Stehenden. "Folgen Sie mir auf die Wache."

"Aber ich habe doch wirklich nichts getan," wehrte sich Lorenz flehend.

"Auch noch Widersetzlichkeit gegen die hohe Obrigkeit? Kerl, nimm dich in acht! Vorwärts, marsch! Oder ich pfeif' meinem Kollegen!"

Da liess Lorenz sich willenlos fortführen und ging mit gesenkter Stirn vor dem Gestrengen her.

Diese Nacht behielten sie ihn in Polizeigewahrsam. Und das war eigentlich gut. Da konnte er wenigstens auf der Holzpritsche seine steifen Glieder ausstrecken. Und ein bisschen warm war es auch.

Ja, man muss nur Glück haben!

Lorenz Graf lachte laut auf.... Aber es hörte sich an, als wenn da innen etwas weinte.

* * *

Noch hatten die Morgenglocken über der verschlafenen Stadt nicht ganz ausgeläutet — ein zartes Klosterglöcklein klingelte mit feinem Silberstimmchen noch leise nach wie schüchternes Beten — da wanderte der entlassene Sträfling schon wieder ziellos der Landstrasse nach. Er war von der Behörde aus der Stadt verwiesen.

Wieder ein Tag voll Enttäuschungen, Bitterkeiten und Hunger. Schneegestöber umwehte ihn, dazwischen scharfe kleine Eiskristalle, die sich wie Reif an Haaren und Kleidern festsetzten. Rauh fuhr der Wind von Nordost her. Irgendwo winselte ein Tier in Not.

Und solcher Tage folgten viele. Der Winter war noch lang und hart. Unter Polizeiaufsicht stehend, von einem Ort zum andern gehetzt, nirgends geduldet, immer wieder ausgewiesen — so durchquerte Lorenz Graf das halbe Land.

Es wurde Sommer und es wurde abermals Winter: er wanderte immer noch über die Landstrasse. Sein Geld war längst aufgezehrt. Er musste an den Türen ein paar Zehrpfennige erbetteln, oder ein Stück Brot. Seine Kleidung war verwittert und zerrissen. Verwildert hing das üppige braune Haargekraus um den ehemals kahlgeschorenen Sträflingskopf. Die Hände waren waren von Frostbeulen aufgesprungen. Die Schuhe fielen fast auseinander. Er nächtigte in Scheunen oder Viehställen, manchmal im Chausseegraben — wenn die Polizei ihn nicht etwa aufgriff und für eine Nacht ins Spritzenhaus sperrte.

Stumpf trottelte Lorenz Graf Sommer und Winter durch Hitze und Kälte, durch Staub und Unwetter.

Wie oft hatte er um Arbeit angeklopft! Aber sobald man seine Papiere einsah, war's vorbei. Wie vor einem räudigen Hund schlugen sie die Tür vor ihm zu.

Eine unsinnige Wut siedete manchmal in ihm auf, die er nur an leblosen Dingen auslassen konnte.

Einmal aber schien dem Verfehmten ein Lichtlein aufzuleuchten. Es gelang ihm, bei einem freundlichen blondbärtigen Schreinermeister in einem kleinen Städtchen Arbeit zu bekommen. Der Meister zögerte zwar erst, denn der fremde herabgekommene Mensch sah nicht sehr vertrauenerweckend aus. Doch er durfte nicht wählerisch sein; er hatte einen grossen Auftrag angenommen und brauchte dringend noch Hilfskräfte.

"Aber die Papiere muss ich sehen."

Der Fremde erbleichte. Schwer ging sein Atem. Nun kam es wieder wie jedesmal! Starr sah er vor sich hin und rührte sich nicht.

"Nun, wie ist es mit den Papieren? Stimmt da etwas nicht?"

(Fortsetzung folgt)

MARIENBOTE

★ ★ ★ *The Catholic Family Monthly* ★ ★ ★

Vol. XIV. May 1946 No. 8

One World in Charity

LENTEN PASTORAL OF 1946

BY HIS EXCELLENCY
THE MOST REVEREND ALOISIUS J. MUENCH, D.D.
BISHOP OF FARGO

DEARLY BELOVED IN CHRIST:

For the first time in the history of Christian nations, powerful governments are making the exercise of Christian charity impossible through official regulations. We are practically told that it is wrong to love our enemy and to do good to those who have done us evil.

Christian charity is not permitted to play the role of the good Samaritan. Food rations to the enemy are measured out according to a "disease and unrest" formula, carefully determined by calories, and not in accordance with weights and measures of Christian charity.

Horrible stories of starvation, disease, and death are still coming to us from European and Asiatic lands. The savagery that the war excited in the hearts of men is incredible. Once more is verified the saying of the ancients: "Homo homini lupus —Man is a wolf to his fellowman."

We can no longer be silent. If we Christians do not raise our voices in behalf of mercy, compassion, and charity, will the pagans in our midst do so? In these hate-laden times we must dare to be brave, and fearlessly voice our convictions, lest fear become "the parent of cruelty."

No longer can we allow ourselves to be afraid of our virtues. Kindness and generosity must step forward boldly and claim their right to be heard, indeed claim their right, in the name of the charity of Christ, to do their deeds of mercy toward everyone in need, be he friend or foe.

In a pointed and pithy phrase Mr. Churchill told England's citizens some months ago that they must put aside the "craven fear of being great." That admonition needs also to be addressed to us.

If our statesmen have shrunk to pigmy size because of their cowardice to proclaim the rights of Christian mercy, then let us, though in humble positions of citizenry, rise to the full stature of Christ and with Him proclaim the Lord's great law of love. Fear must not make us traitors to this law.

—Reprinted with the kind permission of His Excellency The Most Reverend Aloisius J. Muench, D.D., Bishop of Fargo.

CONTENTS

The Marienbote is edited and published monthly with episcopal approbation by the Oblate Fathers of St. Mary's Province at the Marian Press, 922-24 Victoria Avenue, Regina, Sask. Subscription: $2.00 a year.

The architects who are blue-printing the structure of peace have issued no specifications for charity for the One World which they want to build. Charity is not so much as mentioned in any of their statements on the future peace.

It would seem that they have closed and tightly sealed their books of history. Surely, they are not consulted, or else they would see that peace has never yet been built on foundations of hatred and revenge. Charity has been civilization's most successful builder.

With thoughts that breathe and words that flame we must proclaim our faith in the power of charity. Nations long to create One World. By Christ's all-powerful law of love the goal can be achieved—One World in Charity.

AN EYE FOR AN EYE

Reading reports on barbaric cruelties committed before and during the recent World War II our hearts bleed with pain. No age records similar brutalities. The atrocities described in the history of the wars and conquests of the Greeks and Romans, or in the history of the invasions of pillaging and murdering hordes of Huns and Goths, or in the history of the terrible Genghis Khan pale into insignificance alongside the horrible events of our age.

We shall not wonder at all, when historians will have had access to the entire record of the black and bloody happenings of these times, that they will call our age This Barbaric Age.

Important Notice

Beginning with the June issue the Marienbote will undergo another radical change in appearance. It will have eight more pages. It will have more articles and features in both sections. It will have many more pictures and illustrations. The German section will be printed in real German type. And just as soon as a better grade of paper is obtainable in quantity we will add an additional eight pages — perhaps in Fall. However to do all this we find it necessary to increase the cost of a subscription to

$2.00 a year.

Within a few days we will be sending you a card acknowledging recent receipts of subscriptions and advising you how your subscription stands at the moment. We thank all of you for your past support and feel confident that you will be more than pleased by the change in size and appearance.

Agents are needed in new districts. Young girls or boys interested in this work please write to the Marienbote Circulation Manager, 922 Victoria Ave., Regina, Sask.

Mother of God

Mary the Dawn — Christ the Perfect Day.
Mary the Gate — Christ the Heavenly Way.
Mary the Root — Christ the Mystic Vine.
Mary the Grape — Christ the Sacred Wine.
Mary the Wheat-Sheaf — Christ the Living Bread.
Mary the Rose Tree — Christ the Rose Blood-red.
Mary the Font — Christ the Cleansing Flood.
Mary the Chalice — Christ the Saving Blood.
Mary the Temple — Christ the Temple's Lord.
Mary the Shrine — Christ the GOD adored.
Mary the Beacon — Christ the Heaven's Rest.
Mary the Mirror — Christ the Vision Blest.
Mary the Mother — Christ the Son,
Both be blessed, while ages run.

—Selected.

Truly, the lights of human civilization have been extinguished. To our shame we shall have to own that we were destined to live in the darkest of all dark ages. There has been a complete black-out of all that is decent and human. The torture chambers and dungeons of medieval days, at their worst, reveal nothing comparable to the cruelties practiced by humans on humans in our day. Let no one venture even as much as to mention again the Inquisition or Bartholomew's Night. Maidanek, Belsen, Buchenwald, Lidice, Hiroshima, and Nagasaki will cry out to their victims to arise and tell their story of horrible bestialities.

The bombing of civilians in unfortified cities, the holocausts in them of defenseless men, women, and children, flame-throwing and jellied gas — these and other cruel methods of total warfare create horror in the human mind at their mere mention.

Then came the end of the war, but not the end of further atrocities — looting and pillaging, starvation and death by deliberate calculation, forced migration of millions from their homes and lands, indignities against womanhood and even against the choicest lambs of God, the violation of sanctuaries and temples, and other outrages of godlessness.

Men who were created a little less than the angels lowered themselves by their ferocious deeds below the level of the beasts of the jungle. To them apply the words of the prophet: "They are cruel, and will have no mercy." (Jeremias 6, 3). Because of their cruelty mankind bleeds today from a thousand wounds.

War is brutal, and makes men brutal. World War I produced its foul and ugly crop of vicious gangsters. We remember only too well the criminal and horrifying episodes of gangsterdom in our

land. With no regard for either life or property they held nothing sacred.

In Europe and Asia gangsters of a new type, pitiless and savage, rose to positions of power. They boasted of their totalitarian power; with reason, for they controlled not only a strong secret police but also military might of unheard of proportions. These black-hearted and cold-blooded gangster overlords set up concentration camps, the real horrors of which came to light only after the war, exterminated millions of persons because of theories of race inferiority, and dragged into labor slavery men whose countries they overran with lightning invasion. Nor was youth spared. Children as young as ten years of age were kidnapped into slavery, and babies, born on trains carrying women destined for exile, were thrown from the windows. Were it not supported by facts, such barbarism is unbelievable.

The armies of occupation of Hitler and Stalin ushered in a reign of terror in Poland, Finland, the Baltic States, and the countries of south-eastern Europe.

The brutish things that took place the year that Soviet troops occupied Lithuania, when Hitler and Stalin were still collaborators in crime, are graphically described by the Lithuanian Bishops: "This evil year of terror will ever be marked with shame in history. Thousands of Lithuanians were literally slaughtered, put into jail, or banished to far regions of the Soviet Union. Within the mere space of three days, June 14-17, 1941, nearly 40,000 persons were deported, irrespective of age, calling, or health. Children and old people, women and men, were crammed into cattle-cars without food or water. Large numbers died in the railroad stations before the trains even moved. Nothing more was ever heard of those who were deported."

The lot of hundreds of thousands of Poles was just as tragic when Stalin's armies overran Poland in 1939 and occupied it until Hitler attacked Russia in June, 1941. Wives were separated from their husbands, and children from their parents. Healthy men were taken off into the slavery of labor camps, and old men, women, and children were forced onto roads, strewn with the bodies of not hundreds but of thousands of their countrymen. The dispersal of Polish refugees is one of the most horrifying episodes in the historical annals of peoples and nations. What terrible things befell civilian populations through bombing from Warsaw to Rotterdam, from Coventry, London, Cologne, Berlin and Dresden to Hiroshima and Nagasaki, need not be told. All this is still fresh in the minds of men. The war was a total war, and total, too, in its atrocities.

(To be continued)



To Mother Mary

Mother, at thy feet is kneeling
  One who loves thee, 'tis thy child.
Who has sighed so oft to see thee;
  Bless me, Mother, Mother mild.
And when storms are raging round me,
  When the tempter hovers near,
In thy own dear arms enfold me,
  Shield me, Mother, Mother dear.
Mother, when my Savior calls me,
  From this world of sin and strife,
Clasped upon thy spotless bosom
  Let me bid farewell to life.
Place my soul, O Virgin Mother,
  Safe within thy heart of love,
Bear it swiftly, softly upward
  To the throne of God above.
Plead for me when Jesus judges,
  Answer for me when He asks:
How I've spent so many moments,
  How performed so many tasks?
Tell Him I was frail and feeble,
  Yes, that I have often strayed,
From the thorny path of virtue
  To the ones with roses laid.
Yes, O Mother, tell my Jesus,
  That I love Him fond and true;
And O Mother, dearest Mother,
  Tell Him, I belong to you.
Then He'll place me, yes I feel it,
  Close to thee, my Mother dear,
And I'll praise and thank and love thee
  Through eternity's long year.

—Selected.

The Spiritual Motherhood of Mary

By
PAUL HENRI LAFONTAINE,
O. M. I.

MARY IS MY MOTHER! The Mother of God is my Mother! God has given me His own Mother as my Mother! Mary! Mother! What a consolation it is for us to know that amidst all the dangers, trials, and temptations of this life, we have a heavenly mother ever watching, ever protecting, and ever interceding for us. In this article we shall discuss the spiritual Motherhood of Mary and its effects on the spiritual lives of each and everyone of us.

Since Mary became the Mother of men while living on earth, and remains so now while gloriously reigning in heaven, we shall first of all consider the spiritual Motherhood of Mary during her mortal life, and secondly her spiritual Motherhood during her life of Glory.

First of all, Mary was our Mother while she was living on earth.

There are two altogether different lives in us, the natural and the supernatural. Through our natural life we grow into and develop our physical organism. Our eyes perceive the beauty of bodies and the richness of color spread throughout Creation by the Father of all, and consequently we know these things in a sensitive way. Through the intellect, our most precious faculty, we can reach an astonishing development of intellectual knowledge, as was so evident in the geniuses of antiquity, Plato, Aristotle, Virgil, and Cicero. And finally the intellect of man can soar to the knowledge of God as the Author of all that is, and the Source of all goodness.

But human intelligence, after the manner of all created things, has its limitations and imperfections. It cannot, of its own power, extend higher or farther than the knowledge of God as cause of the Universe. It cannot know God as He is in Himself, as Deity, in the Trinity of His unity.

If mortal man is ever to ascend past the limitations of time and space, if he is ever to come to a knowledge of the Eternal God as He is in Himself and to love Him as He loves Himself, this can only be through sanctifying grace. Sanctifying grace! Heaven's beginning! The seed of glory! The Gift of Supernatural Life! The life bestowed on us by sanctifying graces besides being altogether different from our natural life, surpasses and perfects it. In a word, it makes our natural life like unto the life of God.

Now, when we speak of Mary as the Mother of men, we speak of her as our spiritual mother. This does not require any proof, since it is evident that Mary is not our earthly mother, that she does not beget our natural life.

But Mary is called, and is our Mother because she imparts to us, in a way that is her own, the life of sanctifying grace.

With the Sovereign Pontiffs, with Theologians, and with Catholic Tradition, we say that Mary has played a part, a great part and a necessary one in the work of restoring man to the friendship of God, of bringing supernatural life, Grace, to his soul. We call that part "motherly" because in Mary, who gives us supernatural life, we see a similarity to our natural life. In this likeness we find the foundation for explaining the expressions "Mother of men," "The spiritual Motherhood of Mary."

The first reason for this spiritual Motherhood is the Divine Maternity. Mary is our Mother because she is the Mother of Jesus. Mary the Mother of Jesus. This is her most glorious title, her first prerogative, the starting point of all her privileges, of all her perfections. When she said "Fiat" at the Annunciation, the unfathomable mystery of a creature becoming the Mother of God had its beginning. But by His Incarnation our Lord became the Brother of all men. As God wished to communicate that goodness which is His very nature to creatures, through creation, so likewise did Christ, who is the Son of God by nature, desire to admit us to His Sonship. This He did by making us the sons of God through grace, so that He might be at the same time the Son of God and the "first born among many brethren" (Rom. 8, 29).

Mary, Mother of Jesus, is therefore Mother of all the brothers of Jesus. Pius X, in his encyclical "Ad diem illum", develops this last conclusion. Jesus, as man, possesses a body like ours; but as Savior He has a body constituted of all those who believe in Him. Mary consented to become not only the Mother of the Incarnate

Word, but also the Mother of the Savior. She begot Jesus not only as man, but also as Redeemer. She gave birth not only to the physical and moral body of Christ, but also to His mystical or spiritual body. In Mary as the Mother of Jesus, we have the reason why Jesus adopted us as brothers in the supernatural order, why grace was given to us and why she is called our Mother. Pius X concludes with these words:

"All of us, who, united to Christ, are the members of His body, of His flesh, and of His bones, we must call ourselves 'sprung from the womb of the Virgin,' from which we were born, one day, as a body attached to its head. This is the reason why we are called in a spiritual but true sense, the sons of Mary, and that on her side, she is our Mother. 'Mother according to the spirit, nevertheless a true Mother of the members of Jesus, whom we are' " (Aug. De S. Virg., c. 6).

Mary is therefore our Mother because she is the Mother of Jesus.

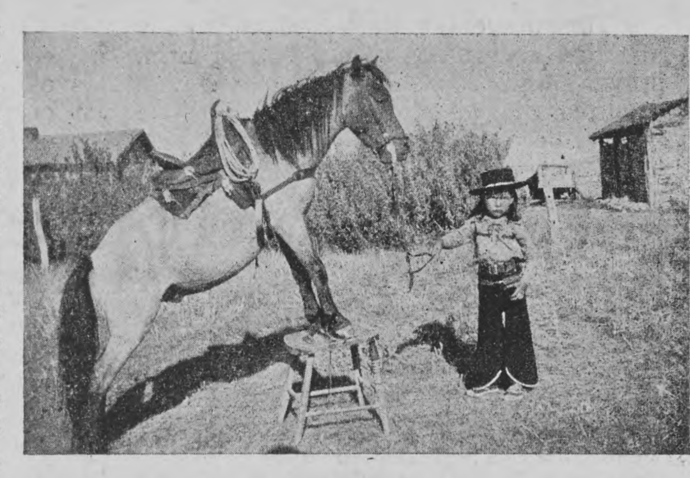
Another reason for the Universal Motherhood of Mary, and perhaps the deeper one, is the co-operation of Mary in our redemption in union with Jesus, in her capacity as His Mystical Spouse.

Jesus is called in Isaias (9, 6), "the Father of the world to come." What is the meaning of such a title? Jesus is Father because He begot us to the life of grace and of eternal glory. But how did He beget us, acquire us? How did we become His property, His people? How did He become the Father of the world to come? It is by "His own Blood," as St. Paul says, that Jesus purchased His Church (Act 20, 28). It is therefore by His Passion that Jesus begot us to the supernatural life, and it is on Mount Calvary that He became the Father of our souls.

God, however, wished Mary to be the associate of Jesus in this work of redemption. He willed that she unite her compassion to the sufferings of Jesus, that her "Immaculate Soul" be pierced with a sword at the sight of her crucified Son dying on the cross. As Adam and Eve have transmitted to us our physical life — and unfortunately the bane of sin that pervades our entire being — so likewise have Jesus and Mary begotten us to the life of grace on Mount Calvary.

It is in this light that we must interpret the title of "Sponsa Verbi," Spouse of the Incarnate Word, given by authors of old to Mary. Jesus is the Father of the world to come, the Father of our souls regenerated by sanctifying grace. Mary is His mystical Spouse because she assisted Him in effecting our spiritual regeneration, by uniting her sorrows and her merits to the passion and merits of our beloved Savior.

Mary is our Mother because, as true Mother of the Incarnate Word, she begot the spiritual body of Christ; and as mystical Spouse of the



Redeemer she merited for us the life of grace we had lost through the fall of our first parents. But her Mothership does not end there; it goes on operating every day in heaven where she reigns as the glorious Queen, and from where she sends us all the graces we need. Such is the difference between her Motherhood on earth and that in heaven: on earth she acquires — with and under Jesus, of course — all the graces that were to regenerate men; in heaven, she distributes those graces.

But how is Mary our Mother in heaven? How does she co-operate in the distribution of graces which are given to us every day?

The mere presence of Mary in heaven is equivalent to a prayer in our favor. After the manner of Jesus she "stands before the face of God" (Hebr. 9, 24). And if the body of Jesus mantled with its glorious wounds reminds God of the immense love and infinite merits of His Son, so likewise the sacred humanity of Mary taken into heaven, stands before the Divine Majesty as a reminder of Mary's charity, suffering, and merits, and as an everlasting claim to the graces needed by us, her children.

May this sacred humanity of Mary our Mother, intercede with God in our behalf. May her virginal flesh, that begot and nourished our Divine Savior, obtain for us a pure love of God. May her Immaculate Body, never tarnished by the stain of sin, implore for us purity of body and soul. May her most sacred Flesh, torn with the anguish of her soul, obtain for us the strength to accept suffering and hardship with joy and resignation, and always stand before God to appease His wrath, implore His forgiveness, and win His love for men.

If the mere presence of Mary is by itself a manner of intercession, Mary, however, does not rest content with it. As Jesus, she lives "always to make intercession for us." (Hebr. 7, 25).

This prayer of Mary rests upon her merits. She had a certain right to the granting of her prayer. Jesus and Mary during their mortal lives acquired the treasure of all graces; He, out of justice, because He is God; she, through a privilege, since she is the Mother of God. These same graces are given to us every day and each and every hour of our lives. When Mary asks that they be given to us, she only asks because of the merits of Jesus and her own merits.

This prayer of Mary comes from her heart, from her boundless charity for God and men. She bears a tender love for those men begotten by her in the pangs of her dolors, and always keeps a watchful, motherly eye over them. They are weak, they are attacked and enticed from all sides, but she loves them all the more because of their utter dependence and need of her. She cannot resist their love, their confidence, when they turn their hearts to her, when they cling to her mantle as to their last hope. In the final analysis, this love of Mary for men is one with her love for God. She prays that all men be one in that bond of unity which is the Catholic Church, and that all men may see and love God during all eternity. How can God resist the entreaties of Mary?



This power of Mary based on her presence in heaven and on her intercession, is perfected by her distribution of all graces. All graces come to us through Mary. Indeed, we should thank her for the grace of our baptism, for the sacraments we have received and for her motherly protection. Let us pray to her to obtain for us the degree of perfection to which each of us is called, so that one day we may behold our Mother in all her heavenly splendor.

In conclusion, let all of us call to mind the touching exhortation of St. Bernard: "If the hurricanes of temptation rise against thee, or thou art running upon the rocks of trouble, look to the star, call on Mary. If the waves of pride or ambition or slander or envy toss thee, look to the star, call on Mary. If the billows of anger or avarice, or the enticements of the flesh beat against thy soul's bark, look to Mary. If the enormity of thy sins trouble thee, if the foulness of thy conscience confound thee, if the dread of judgment appall thee, if thou begin to slip into the depth of despondency, into the pit of despair, think of Mary."

"Holy Mary, Mother of God, pray for us sinners, now and at the hour of our death. Amen."

In the School of the Crucified

Dear Crucified Savior, the nearer we come to the foot of Thy Cross, the more we learn of:

the evil of anger,
the venom of hate,
the malice of jealousy,
the blindness of rage,
the scourge of suspicion,
the sting of false accusation,
the danger of pride and the
torture of unending weariness.

Dear Crucified Savior, the more we learn to judge things in the light of the Cross, the better we appreciate:

the peace born of patience,
the honor of honesty,
the worth of kindness,
the dignity of humility,
the wisdom of justice,
the nobility of fortitude,
the power in silence,
the miracle of mercy.

Dear Crucified Savior, all that I have comes from Thee; this added gift I pray:

When friends betray, I may have Faith in Thee;
When all else fails, I still may Hope in Thee;
When crushed by grief, I keep my Love for Thee.
Grant these, dear Christ, and I shall give them back to Thee,
In service to my King in time and in eternity, Amen.

—Benedictine Convent of Perpetual Adoration, Clyde, Missouri.

o

Real patriots, who may resist the intrigues of the favorite, are liable to become suspected and odious; while its tools and dupes usurp the applause and confidence of the people, to surrender their interests.

—George Washington in his Farewell Address.

HYACINTHS for the FRAEULEIN

MARY WHITFORD

TO PEER into the glare so that the sun off the snow-peeked mountains stung his eyes helped Pieter forget the spears of white fire darting through his body and eased the tenseness of his vigil. He stood beside the wayside shrine, craning his neck. By cupping his hands to his eyes he could just see the Rathaus spire and the turrets of the Jesuit church against the blur of the Munich skyline.

While every hoot of a distant motor horn brought beads of cold sweat to his forehead, he wondered at the incurious patience of the villagers waiting beside him. None seemed to have noticed the fresh scar across the road. They were interested only in knowing how soon the cars of the Britishers would come along the by-way that twisted up to their village on sharp, hairpin bends.

He turned to the shrine, tidying the bowl that overflowed with hyacinths, and gently flicked a speck of dust from Our Lady's mantle, reflecting that the mantle and the bowl were the same color. The Fräulein's eyes were that color too. The thin whistle of a train loudened, and he looked at his watch.

"That's the ten o'clock. They'll only be leaving the inn now. It'll be another half hour before they're here," the schoolmaster said, while the little cluster of people edged toward the road, preparing themselves not to miss anything of the few seconds it would take the British delegation to drive through St. Marienthal to the conference.

Pieter shifted from foot to foot, lessening the pressure on his spine. Even without the bloody souvenirs war had left in his body, the night's struggle of digging and lifting, the mad speed and the breathless fear of handling the land mine would have been exhausting.

"A land mine will be St. Marienthal's welcome to the Engländers," Von Felder had ordered. "The British think we are beaten. But we will show them what we think, A land mine will speak for us. At the wayside shrine of St. Marienthal is the place for it." He replaced the monocle against his eye while the strength went out of Pieter's knees.

"Not the shrine, mein Herr," he protested, floundering for a reason when the steel eyes fixed on his with a question.

"Ja," someone interrupted, "Pieter is right. The villagers will be at the shrine. We can't hurt our own folk just to destroy the others."

"Then one hundred metres above the shrine." Von Felder's face scarcely moved, but the ice around Pieter's heart shifted a little.

"It's a good night for a job like this. Not even a star," he heard someone whisper while they dug swiftly, making a bed in the road. Taut with misery, he watched the mine laid in it, wondering why Von Felder's Bundists could not be content with the peace their generals had signed, but must plot revenges against the victors.

Working silently while the others murmured, he planned. Men who had seen the savagery of war should try to prevent more bloodshed, he was reflecting when Von Felder's voice broke in.

"You, Pieter Kind, will stay now and guard the road. Let nothing pass. We can't afford to give such a fine present to anyone but the British."

From habit, Pieter saluted. After the last "Gute Nacht" had echoed back and one by one the lights in the cottages dotting the mountainside ceased to flicker, he stole up the road.

Pain seared every muscle as he knelt, digging frantically, lifting the gravel and earth with his hands, burrowing with slow caution toward the mine. Every leaf in the woods that rustled under the weight of a hare was a threat that sent him darting for cover in the shadows. But when dawn pinked the tips of the mountains, the road was smooth again and the land mine had been gentled into a grave in his own field.

At his post now, beside the shrine, Pieter wondered what Von Felder would say when the Britishers drove up the road and disappeared safely over the crest of the mountain. He wondered, also, what the Bundists would do to him if they ever found him out.

Gently, the breeze swept the tips of the barley field beyond the shrine, bringing the fragrance of hyacinths to him. When he looked up at the Madonna sadness stirred in him and the gaudiness of the flaming blossoms he had put before Our Lady mocked him. I am a dolt, he told himself angrily. Be-

cause a pretty woman in London, whom I may never again see, filled me with a softness for the British, I risk my life. He straightened, impatiently, and then staggered with the pain that stabbed his back. Even if one day a miracle should happen and the Fräulein should come to St. Marienthal, he thought grimly, what good would I be to her. A man with a broken body who can't stand on his two feet long enough to prune the trees of his own rose farm.

"Think of going back to St. Marienthal to grow roses for the rest of your life," the Fräulein had said. "You'll be much better when you get there. Even if it's a year before you're quite well, that's nothing. I can't think of anything more pleasant than living in St. Marienthal, growing roses." She had said it the first day he saw her. Standing at the foot of his bed, she read the nurse's chart and then laid it down gently, as though she knew that even the chain holding it to the bed could send spasms of pain through him when it clinked against the metal. "I know your village. I was at St. Marienthal's convent at school."

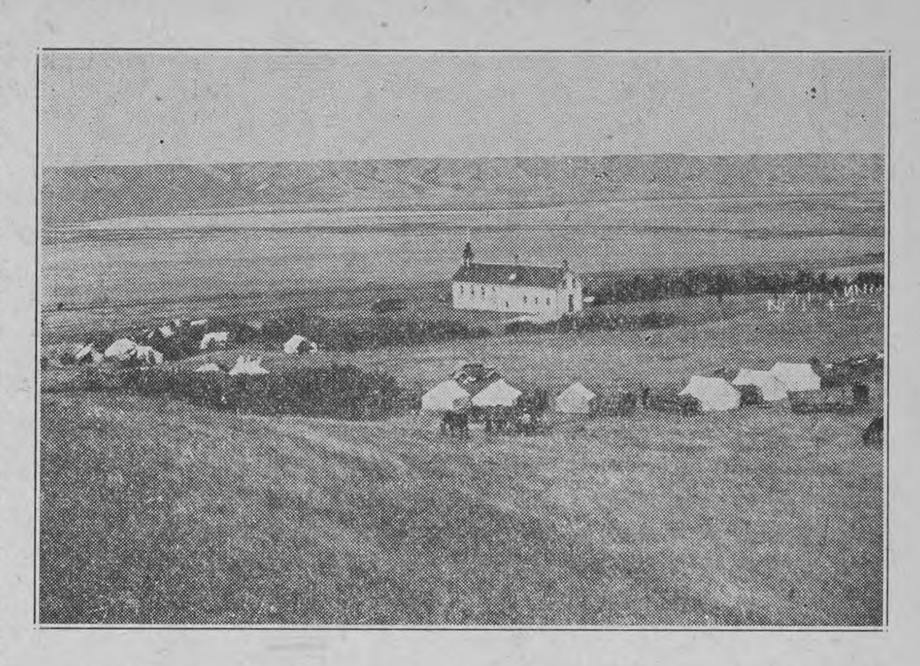
Cautiously, he turned his head for a better view of her and saw she smiled at him. She was not like that Fräulein who came in the morning or any of the other Englishwomen who helped the nurses.

"Do you want me to go away and let you sleep, or were you only keeping your eyes shut so visitors wouldn't talk?" she had asked.

He swallowed because the loneliness in his heart was harder to bear than the wounds in his body. And because she was so beautiful.

"Bitte," he said. "Please do not go," knowing that when she'd leave him he'd be lonelier than before.

"Did you always live in St. Marienthal?" Her voice had the quietness of early morning in the Black Forest.



"All my life. Twenty-five years, mein Fräulein."

"That's a coincidence. I'm twenty-five, too. And I'm still Fräulein. You know the nuns at St. Marienthal Convent, I suppose?"

"Yes, Fräulein. Every evening I went there to see my sister."

He wondered what made her eyes light like stars when she said, "Perhaps I knew your sister."

"It is not likely, Fräulein. She was not a student. The Convent School was not for the villagers. My sister worked there."

Silence tingled between them. Then she said, "When I come tomorrow, I'll bring some photographs of St. Marienthal. And now, is there anything I can do for you?" She held out her hand to him just as though he were not a German prisoner in an English hospital, and strength flowed into him from the firmness of her fingers, and soothed the pain gnawing at his body. Jealously, his eyes followed her through the long ward.

Next day the fragrance of hyacinths came with her into the atmosphere overloaded with carbolic. "You see, not all the wild hyacinths in the world grow in St. Marienthal," she said. "We have them in England, too." The Dundee Marmalade crock she laid on his table was filled with crimson buds. "Do you remember the wayside shrine at St. Marienthal?" she asked, nuzzling her face against the flowers. "When the wild hyacinths were in bloom, I always kept a blue bowl filled with them on the shrine."

After the lights in the ward were out that night, he buried his face against the crimson blossoms, and hot tears of longing stung his eyes.

"Was haben Sie, Pieter? You look always like a calf when the Afternoon Fräulein comes," Hans Heuer in the next bed said, and on the other side, Helmar Franzen sniffed. "Ja, Pieter; you are 'ehrgeizig' if you think she will ever care anything for you. The English women are not bad when you get to know them, but they are cold. They don't love easily. A lump of ice would not melt in a week in the bosom of one of them. Pull yourself together, man."

"My poor, foolish friends," he said quietly, steadying his voice. "She went to school in my village. That is all. There is a convent school in St. Marien-

thal for the daughters of the gentry."

"And I suppose that makes you look like a hungry dog when she steps into the ward?"

He felt the blood draining from his face, and under the bed clothes his clenched fingers bit into his palms. "Shut up and let me sleep," he said to them. He drew the covers over his head, resolving never again to watch the end of the ward as the hands of the clock crept toward noon. But when the door opened softly and she stood there, tall and tawny, in her uniform and veil that matched her eyes, the world stopped for him.

Spring grew into summer and the wild hyacinths were gone from the woods the day he walked in the hospital gardens for the first time. Even through the roughness of his sleeve, he could feel the warmth of her body and leaning on her, his arm tightened. Fiercely, he let his mind wrap around her, fixing an intimate memory of the moment that he could take away with him and keep forever.

"These months, Fräulein," he said, "I know you only as the Afternoon Fräulein. That is what the men all call you."

"Mary is my name," she told him. "Think of it sometimes when you've gone. You'll be moving within the week, I believe. Within a week . . ."

"They told me this morning. I am going home to Germany."

"Yes." She said it simply, while he watched her face change to transparent alabaster. "Let's go in here and sit down, Pieter."

Alone in the latticed summerhouse, sheltered by rhododendron trees, they sat side by side on the bench.

"And so, you are going." She repeated it like a child learning a lesson. "I am so glad you are able to go. You will soon get well at St. Marienthal."

"Fräulein, I am not glad." Her hand, when he touched it, was soft as a starling's breast, and her fingers weaved through his as a woman might hold the hand of a man she loved. Tenderness for her swept through him. "I am sorry to go, Fräulein. Even to go back to St. Marienthal, I do not want to leave you. I shall never forget you."



"I will not forget you either, Pieter."

He stood suddenly and drew her to her feet. "Mary, Liebchen, I love you. Since the first time you spoke to me, I think only of you. You filled my heart that day and now it will always be empty when I no longer see you."

The tears in her eyes washed shyness from him and her lips against his were soft and yielding.

She drew away from him suddenly as voices came toward the summerhouse. "Be careful, Pieter. We'd better go out."

Walking back down the avenue of larch trees, he asked, "Mary, what will happen now? What can we do? I am going to Germany. How soon do you think they'll let me come back for you?"

She looked away, staring into space beyond the high walls, before she answered him. "Pieter, dear," she said slowly, "let's cherish this moment and not look for anything more. You believe you love me. I love you. There is something close and uniting between us now, but it may not last. Perhaps when you are home, you won't feel the same."

He wondered if she knew he was trembling with the miracle that she loved him, and that he had to wait to speak until the lump left his throat.

Abruptly, her arm in his stiffened when a group of nurses turned the corner. As they came close and stared with bitter, hating eyes, he was conscious that Mary was not trying to hide her love for him. She was not ashamed of him, and pride in her made him humble.

"She must be hard up for a man," one of the woman said, "to be so soppy about a Hun."

Mary seemed not to hear. "Pieter, it's possible we shall both change. You'll go away. You may forget me. I may forget you. We can't write to each other."

His hand closed over hers. "Liebchen, I will never change. You are part of me. Mary, did you mean it when you said you'd be happy to live always in St. Marienthal?"

"I would. I will come to St. Marienthal, Pieter," she said, deciding suddenly. "Perhaps next spring—with the hyacinths. But even if I didn't love St. Marienthal, anywhere with you . . . .

But always remember this, Pieter,—if this is true love, this feeling that we have for each other, separation will not matter, or not meeting again—here. Our love will go on, into the life beyond this . . ." She let the words trail off, warningly, and when he looked up the orderly was coming to ring the bell reminding patients that they were prisoners who must go back to the wards where they'd be behind bars before dusk.

He lifted her hand to his lips and kissed her fingers. "When you come to St. Marienthal, Liebchen, you'll know I'm waiting for you because there'll be hyacinths in a blue bowl at Our Lady's shrine. When you see them, you'll understand that never for a little second do I forget you, and you will hurry up the road to the Rose Gardens and find me waiting."

He only knew after that, that she did not come back to the hospital again, and when the head nurse denied curtly that she knew why, Hans Heuer spoke from the next bed—"Dummkopf Pieter, don't you understand the Engländers don't want their women falling in love with Germans? Don't you realize she's been sacked?! You'll never see her again. They'll attend to that!"

* * *

The scent of hyacinths in the shrine whipped him to a relentless loneliness for her, while a motorcycle scout roared up the hill and scraped to a halt beside him. "They're coming!" His eyes glinted, measuring the distance to the scar that cut the road a hundred metres away. "Crowd safe here?" he asked from the side of his mouth.

Pieter nodded and the Scout said, "Six Britishers in the first car and one's a duke. It'll be a fine fat bag for us."

Necks craned forward, peering down toward the road, where not twenty metres below, the open car snailed forward, slowing toward the sharp angle of the hairpin bend.

"Ah, there are women, too, to taste St. Marienthal's welcome to the British." Von Felder's voice chiseled the air with triumph. "Who are in the first car?"

"The two delegates and their wives. The third man's a duke and that's his daughter driving."

As though she knew they were talking about her, the girl in the driver's seat looked up suddenly, but only Pieter saw her eyes skimming over their heads to the shrine. An icy hand seemed to reach into his heart and stop it. "The other man's a duke and that's his daughter driving," the scout had said, and like the breath of death the words chilled him.

Swiftly, he turned and snatched the bowl of hyacinths from the shrine. If the Afternoon Fräulein came to St. Marienthal, it would be Heaven to let the hyacinths show that never for a moment did he forget her. But a duke's daughter! How could a poor rose-grower with a broken body make the daughter of an English duke happy? He choked back a sob as the blue pottery bowl crashed behind him and the crimson petals scattered over the rocks like drops of a man's heart's blood. And then her words, spoken solemnly long ago in the hospital garden, came back to him: '. . . separation will not matter, or not meeting again—here. Our love will go on, into the life beyond this . . ."

———o———

The main difficulty about cutting off the expense of government is that practically all the expenses can vote.

AMUSING

Sign in Buffalo tearoom: "What Foods These Morsels Be!"

——:——

"Shall we have a friendly game of cards?" "No, let's play bridge."

——:——

Many a woman who can't add can certainly distract.

——:——

But all women know enough arithmetic to put two and two together and make a scandal of it.

——:——

Among the things that seem to grow by leaps and bounds are the children in the apartment overhead.

——:——

When a stocking gets a run, it's on its last leg.

——:——

Defeat isn't bitter if you don't swallow it.

——:——

A man who watches the clock generally remains one of the hands.

——:——

Young people today are alike in many disrespects.

——:——

His friends call it madness, but he calls it golf.

——:——

Don't race trains to crossings. If it's a tie you lose.

——:——

There are three great menaces to safe driving in America today: Hic, hike and hug.

——:——

The modern girl adores spinning wheels, but she wants four of them and a spare.

"Crown Heights Comment" observes that when a lawyer pursues his profession with the exclusive aim of making money, he is called a shyster. When a doctor ignores the common code of ethics and makes money an end in itself, he is referred to as a quack. A labor leader whose sole objective is personal wealth is a racketeer. But the business man who sets up as his predominant objective the making of profit through sharp means or foul is called successful.

—The Monitor.

That's the Life for Me!

—The Grail.

★



YOU HAVE often heard it said that he or she is "made to lead a dog's life." Well, all things considered, that does not seem to be such a terrible state. It is true, we have not a dog's viewpoint in the matter, but, rationally considered, the life of the canine tribe does not seem to be an endless chain of dreary, sunless days, of pangs and pains, a veritable living death. A dog has no worries, no care for the future (if he buries a bone it is not to provide for the future, but because he cannot consume it now), no solicitude for old age, if he can escape premature, accidental death. There are dogs and dogs, and each leads its own kind of life. Take the two extremes — the "lap" dog and the "slap" dog. The first, a bathed, combed, perfumed, hygienically sterilized and immunized poodle, is made to lead a "man's" life. The second, a lousy, burr-encrusted, skunk-sprayed, mangy cur, must spend his mortal days in leading a "dog's" life. The first is fondled and petted in the cozy, warm nest where a baby should be. The second is "slapped" at long range by hurtling missiles, or kicked at close range from the cold, hard doorstep of man whom he was created to serve as a domestic animal. The life of either class is unnatural. And so we deduce that the nature of a dog's life depends on the free will of man.

Let us pause a moment at this thought. If a dog's life is regulated by the free will of man, his master, why, then, cannot man regulate the nature of his own life by the use of this same free will? Did God, the Creator, not endow His highest type of creature with this God-like faculty for the very purpose that he might **choose** for himself the highest type of life in fullest accord with God's plan for all His children — that they may enjoy real happiness?

It is true, you may be a victim of circumstances (perhaps of your own making), and may like to be considered a little martyr. Alas, such martyrs are not crowned with the aureola of glory. Martyrs are made of sterner stuff. Martyrs are heroes who surmount the greatest obstacles in life, not slackers, whose cardinal virtue is spiritual inertia. You can, to a great extent, choose the surroundings in which you will spend your life on earth in the greatest peace, and, consequently in the greatest happiness, because of the greatest security. Defects of soul or body, inherited or acquired, instead of being drawbacks in life, can be made hurdles to great achievement if you have a firm determination, which is another word for good will.

To a person planning his or her future, even from a natural viewpoint, four considerations present themselves — four horsemen that block the way to the desired goal. These are the earnest desire:

1. To achieve something worthwhile in life;
2. To reach a high notch in the scale of social standing;
3. To be freed from harassing cares and greying worries about the necessities of daily life; and
4. To provide a happy home in which to spend the declining years of life in restful preparation for eternal peace.

Is there a state of life that can still this fourfold craving of your restless, yet peace-seeking heart? There is. God has cut it out for you, if you want it, It is called the religious state. Its essence is contained in the apparent paradox: Leave all and you will possess all. Leave your-

self (your own will) and you will find your real self by doing God's Will always and everywhere. That is the secret of a peaceful, happy, fruitful life. As proof we have the lives of God's Saints. They were saints because they did the will of God perfectly. There is no other road to true peace than to obey. Do I hear you say: Well, I want to do just that, but how can I know what God's will is at all times? By doing the bidding of His lawfully constituted representative, the religious superior. Religious obedience is the weapon with which you can unhorse the four horsemen. Attack one at a time.

Number One. You want to achieve something great in life. You can do no greater work than to do the will of God as perfectly as possible.

Number Two. The doing of God's will perfectly at all times enrols you in the elite society of God's social giants — the Saints.

Number Three. The religious superior is elected to do all your worrying for you. All you have to do is to perform the little tasks assigned to you each day according to your talents and ability.

Number Four. By vowing obedience for life you thereby provide a home for the days you will spend on this earth, and the only place in this war-torn world (and its wounds never heal) where you can find true and lasting peace.

But, you say, I have one more difficulty. How do I know that I have a vocation to the religious state? Well, don't expect an angel to come from heaven and tell you so. God has a definite piece of work that He wants you to do. If you do not perform this task, it will never be done, and you, not God, will be the loser. Since God deigns to make you His partner, He gives you certain qualifications of mind and body that make you suited to a special type of work. He places in your heart an indefinable attraction to or liking for that particular kind of work. Then He invites you to come and do it. That is His offer to you. Will you accept? It all depends on your will. "If thou wilt . . ." "Will you of your own free choice," He asks you, "accept My offer to serve Me in that state of life where your natural qualifications will find their fullest scope of usefulness in doing the things that you like to do, whilst placing your name on My heavenly payroll, with bonus assured?" Will you? Will you? To sum up, a religious vocation means that generosity to give yourself completely to God, that He may use you as you are for the performing of a bit of the infinite variety of work that He has planned for all his children to do. "If thou wilt . . . . Come follow Me!"

THANK YOU!

Should you seek an expression that's sweet to the ear,
You will find that the one men most willingly hear
Is "Thank You."
Go fathom the depths where the cherubim play,
And hear where the seraphs unceasingly pray,
With each note and each 'Sanctus' 'twill seem that they say
"Thank You."

There is music far richer than plectrum and string,
And a song that is sweeter than sirens can sing
In "Thank You."
And that music is richest whenever it's wrung,
And that song is sweetest whenever it's sung
In earnest and joy by a thanksgiving tongue
In "Thank You."

There is nothing appeals to a musical ear,
Nor has any music more power to cheer
Than "Thank You."
So let it ring out in our voices to-day.
For every good turn, if at work or at play,
Let's always be ready to gratefully say
"I Thank You."

Those who are interested in obtaining more details about the life and advantages of being an Oblate Lay-Brother are asked to write to:

The Very Rev. Father Provincial,
2026 Winnipeg Street,
Regina, Sask.

———o———

The remark was made to the pastor who had preached a sermon on matrimony: "You can't appreciate the fine points of marriage, Father. You were never married yourself." "No I wasn't," replied the priest, "and I never laid an egg either; but I am a better judge of an omelet than the best hen in the State."

* * *

They had no room for Christ when He was born. Now they have no time for Him.



Medical Corner



Contributed by
J. H. SCHROPP, M.D., C.M., L.M.C.C.

Dear Reader:—

The recent articles in this corner have been rather fanciful, and, might I add, inspiring in certain respects. I wanted you of course to read between the lines, so that you might get a drift of modern scientific thought and theory. I might also say this in self-defence that, science in all its fields is slowly and very gradually coming to the conclusion that the Catholic Church was about 2000 years ahead of much of modern scientific knowledge. The scientists, above all, are becoming convinced that they cannot very easily get around this fact. No matter what new angle they try, there always seems to be a stone-wall somewhere that halts them in their path.

Speaking of fanciful articles, —don't you think that the human mind must necessarily play a bit with fancy and imagination, otherwise it would miss a great deal of the realities of life? Don't misunderstand me. I do not think that God intended human beings to limit themselves to seriousness alone. I, for one, am convinced that He likes us to crack a smile once in a while. The same argument can and should be applied to human reason. In the late 1500's humanity in mass numbers found religion too burdensome. So they followed Calvin, Luther and later Marx. Now we find that they necessarily require a substitute or go nuts. The forces of birth control and divorce are taking heavy toll. The only outlet for these people is a choice between children and a psychoanalyst. They do not know, however, that the psychoanalyst and the psychiatrist can be and often are as sick and corrupt as they themselves are; —a funny world!

To-day, with what space remains, I will try to explain a bit more about the mechanism that makes us big and little. I told you something already about the reasons why some circus queens become famous because of their enormous fat deposits,—a veritable gold mine as far as they are concerned. I am also sure that most of you have heard of the 8-footers and the shrimps we commonly call pigmies.

We know that the thyroid gland causes fattness and skinniness, so we will discuss a new one, the pituitary gland, that causes tallness and littleness. This gland is found at the base of the brain, and is divided into two main parts. Let us consider only the one, or anterior part. The posterior part has altogether different functions.

If this gland stops functioning in childhood, or if a child is born with a defective pituitary, the result will be a pigmy. It will be well proportioned, possess every other faculty, except height, possessed by a grown-up. Pigmies also have a soul with the attribute of immortality. They have just as much right for, and just as good a chance to reach Heaven as anyone has. In fact, their chances might be better because they would not require so much room, and less material for wings as we grown-ups will require. This of course is a purely materialistic viewpoint and should be stricken from the records.

If the pituitary gland stops functioning after we have attained maturity we would be afflicted with acromegaly,—God help us if we are! You may see these people once in a while. Their legs are far out of proportion to the rest of their anatomy, so are the hands, feet and bones. Their jaws are really jaws, and this might be one of the reasons why we are supposed to have had monkeys as ancestors.

What about treatment for the case of a pigmy, and for acromegaly? Well, science comes along and tells us that we can inject extracts of the pituitary gland to make a pigmy grow, provided this is done before the little fellow reaches the age of 25, when all growth is supposed to cease. Acromegaly is most often caused by a tumour in the gland. Failing vision and blindness are symptoms of this condition. Now, don't think that all blindness is caused by a pituitary tumour. X-ray treatments and surgery in competent hands will cure the condition.

I remember seeing a travelling circus in Southern Germany in the late 30's. It cost me a "Mark-fuffzich", or nearly 80 cents, to see a giant 8-footer, and a pigmy 23 inches tall standing proudly beside him. It reminded me of the elephant and the mouse. But, I am willing to bet that these two would pay fat income taxes in America. A 28-year old girl weighing nearly 700 pounds sat in a nearby tent, who also took a fat rake-off because of a poorly functioning goitre, or thyroid gland. I wonder to this day how many oxen it took to feed her, and whether she slept in a bed supported by steel girders. They might even have had to stitch locomotive springs into her mattress.

The more I think of these three unfortunates the more I feel convinced that there are a thousand and one ways to make money in this cock-eyed world,

The Question Box

Only signed letters will be answered

Does the age which exempts from fasting likewise exempt from abstinence?

No. Catholics below the age of 21 and above the age of 59 are held to the law of abstinence although exempt from the fast. Children before the age of seven are not bound by the Church law of abstinence, but there is no exemption from abstinence solely because of advanced age.

Is it wrong for a Catholic to attend the funeral service of a Protestant who had been very friendly with him in life?

As a rule Catholics may not attend any services of a Protestant sect. Sometimes, however, circumstances and conditions arise, as in the present instance, when a Catholic, for social reasons, as a mark of respect for the deceased and as an expression of sympathy for the bereaved, may be allowed to attend. In such instances, however, all danger of scandal as also all active participation in the services must be avoided.

Is a saint's feast observed on the day of his birth or his death?

Unless there is a special reason for transferring the feast to some other day, the observance of a saint's feast falls on the anniversary of his death. That is the birthday to a new, real and eternal life. For this reason too, death does not seem so cruel, especially for those who have tried to live in this world that they might be found worthy to live with God for all eternity. For them death can be a moment of joy.

What is an abbot nullius?

An abbot nullius is a superior whose jurisdiction extends over the clergy, whether secular or of his own order, and over the people and churches of the territory in which the religious house is situated. This territory is not under the authority of a diocesan bishop. An abbot nullius, unless he has also received episcopal consecration, may not confer the major orders, but he may administer the sacrament of confirmation, consecrate churches and altars and confer tonsure and minor orders upon his immediate religious subjects and seculars. There is one such abbey nullius in the United States, namely the Benedictine abbey of Belmont, North Carolina, and there is one at Muenster, Saskatchewan, in Canada, also Benedictine.

Suppose a person very rarely or never says his morning and evening prayers. Is that person guilty of grave sin?

In order to fully answer that question, we must distinguish whether such a person prays at any other time during the day. There is no doubt that all have the obligation to pray, in fact to pray frequently, for the simple reason that we need God's help to save our soul, and God will not extend this help unless we ask for it. Thus he who very seldom or never prays certainly is guilty of grave neglect regarding the salvation of his soul. Also if he refuses to pray from a spirit of contempt, he makes himself guilty of grave sin. If such a one neglects his morning and evening prayers but prays during the day, it cannot be said that he is guilty of grave sin; if he omits them for a sufficient reason there is no sin at all, if later in the day he does say some prayers.

The reason morning and evening prayers are stressed so much is because he who neglects them will seldom say any prayers at all. Also because the day should be begun and ended with the thought of God, first to dedicate the day to Him, with its joys and sorrows and work, and at the end of the day to thank God for all the graces that have been received, for the time of another day allowed him to serve God, and to beg His pardon for sins or other faults committed.

———o—o———

Excessive partiality for one foreign nation and excessive dislike of another cause those whom they actuate to see danger only on one side, and serve to veil and even second the arts of influence on the other.

---

whether we are sick or healthy, fat or skinny, tall or little. And we, gullible as we are, will pay hard-earned money to see such freaks, — for they are nothing more,—when in reality it could be used to better purpose by having our ailing child or relative examined and treated soon enough before these diseases have a chance to develop. We are living in a funny world, and the funnier it gets the more we are apt to forget that it is we who make it so. Is this not a fact? How many of us are afraid to go to a doctor with an indigestion for fear that he will tell us the worst, afraid that it might be a cancer. And yet, it is our only chance, if only we would go soon enough. Others again would rather remain sick, if by selling their disease to a travelling circus they are able to cash in on a fortune. Some of us would not blame them. Because our pituitary gland overfunctions and makes giants out of us, we are willing to sell our souls for the few dollars and cents we might harvest.

Next month I shall discuss diabetes. So long for to-day!

Have you heard these?

Two men in a car went right past the traffic lights when they were red, and were stopped by a policeman.

"I'm sorry, Officer," said the driver, thinking quickly. "I happen to be a doctor and I'm taking a patient to the asylum in a hurry."

The policeman was suspicious —but the passenger was just as quick. Looking up at the constable with a seraphic smile, he whispered: "Kiss me, darling!"

They got away with it!

* * *

Mother: "Who taught you that wicked word?"

Small Son: "Santa Claus."

"Santa Claus?"

"Yes, when he stumbled over my bed on Christmas morning."

* * *

Teacher (to bring out the idea of size): "Mention a difference between an elephant and a flea."

Tommy: "Well, an elephant can have fleas, but a flea can't have elephants."

* * *

"Sam, do you solemnly swear to tell the truth, the whole truth and nothing but the truth?"

"Ah does, sah."

"Well, Sam, what have you got to say for yourself?"

"Jedge, wif all dem limitations you jes' put on me, Ah don't believe Ah has anything to say."

* * *

The Newlyweds had just gotten off the train. "John, dear," said the bride, "let's try to make the people think we've been married a long time."

"All right, honey," was his answer, "you carry the suitcase!"

A fool, a barber, and a baldheaded man were travelling together. Losing their way, they were forced to sleep in the open air; and, to avert danger, it was agreed to watch by turns.

The first lot fell on the barber, who, for amusement, shaved the fool's head while he was sleeping. He then awoke him, and the fool, raising his hand to scratch his head, exclaimed: "Here's a pretty mistake; you have awakened the old baldheaded man instead of me."

* * *

Sergeant (bursting in during dinner): "Any complaints?"

Timid Doughboy: "If you please, the meat's terribly funny."

Sergeant: "Well, then, laugh."

* * *

And this is good law today in in good old Kansas:

"When two trains approach each other at a crossing, they shall both come to a full stop, and neither shall start up until the other has gone."

* * *

First Traveler (cheerily): "Fine day, isn't it?"

Second Ditto (haughtily): "Sir! You have the advantage of me. I don't know you."

First Ditto: "Humph! I fail to see the advantage."

* * *

A Scot was engaged in a lengthy argument with a train conductor as to whether the fare was 25 or 30 cents. Finally the conductor became exasperated and picked up the Scot's suitcase and tossed it off the train just as they passed over a bridge.

"Mon!" screamed the Scot. "It isn't enough that you should try to overcharge me, but now you try to drown my little boy!"

"I know a farm boy who has spent so much time tying knots in the Navy that he's scared to milk a cow again."

—Eddie Cantor.

The Student's Burse . . .

Previously Acknowledged	$1,783.10
Mrs. Shahun, Regina, Sask.	2.00
A Friend, Diocese of Regina	20.00
A Friend, Marquette, Man.	1.00
Mrs. A. Heisler, Allan, Sask.	5.00
A Friend, Regina, Sask.	1.00
Total to date	$1,812.10

Please send your contributions to:

The Director of the Missionary Association of Mary Immaculate
c/o Marian Press—924 Victoria Ave.,
Regina, Sask.

Renew your subscription promptly. When moving send in both old and new addresses.



An Appropriate and Pleasing

PRESENT or GIFT

for a

BIRTHDAY, WEDDING or FEASTDAY

for a Relative or Friend is a year's Subscription to

THE MARIENBOTE

Please send The Marienbote for one year to:

Name ....

Address ....

Enclosed you will find $1.00—also please mail a gift letter stating that the magazine is being sent with the compliments and best wishes of:

Name ....

Address ....